



Soldat im Ordensland Preußen



Nachrichten aus Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe
im Wehrkreis I



Schloß Heilsberg

Die Angehörigen der Wehrmacht

zählen bereits in großer Zahl zu den Mitgliedern und Kunden der ostpreussischen

Volksbanken

- gewerbliche Schulze-Delitzsch Kreditgenossenschaften -

die an folgenden Plätzen in der Provinz vertreten sind:

Allenburg	Volkbank Allenburg e. G. m. b. H.	Labiau	Verenbank Labiau e. G. m. b. H.
Allenstein	Allensteiner Verensbank e. G. m. b. H.	Landsberg	Volkbank Landsberg e. G. m. b. H.
Angerapp	Volkbank Angerapp e. G. m. b. H.	Liebstadt	Nebenstelle des Vorstadt-Vereins zu Wornitz e. G. m. b. H.
Angerburg	Volkbank Angerburg e. G. m. b. H.	Lötzen	Lötzen Verensbank e. G. m. b. H.
Arz	Nebenstelle der Volksbank Johannisburg e. G. m. b. H.	Loyke	Volkbank Loyke e. G. m. b. H.
Bartenstein	Volkbank Bartenstein Ostpr. e. G. m. b. H.	Malßen	Nebenstelle der Volksbank Gumbinnen e. G. m. b. H.
Baukeim	Nebenstelle der Volksbank Angerburg e. G. m. b. H.	Marientburg	Volkbank Marientburg e. G. m. b. H.
Bischahsburg	Kreditbank zu Buchholzberg e. G. m. b. H.	Mariewerder	Westpr. Genossenschaftsbank e. G. m. b. H.
Bischahstein	Volkbank Bischahstein e. G. m. b. H.	Mehlsack	Verenbank und Kreditverein zu Mehlsack e. G. m. b. H.
Breitenstein	Nebenstelle der Volksbank Tilsit e. G. m. b. H.	Mohrungen	Volkbank Mohrungen e. G. m. b. H.
Christburg	Vereins-Verein Christburg e. G. m. b. H.	Neidenburg	Verensbank zu Neidenburg e. G. m. b. H.
Danzig	Gewerkebank in Danzig e. G. m. b. H.	Neukirch	Nebenstelle der Volksbank Kuckerssee e. G. m. b. H.
Di-Eylau	Vereinsbank e. G. m. b. H.	Nikolaißen	Nebenstelle der Volksbank Seeburg e. G. m. b. H.
Deutsch-Krone	Volkbank Deutsch-Krone e. G. m. b. H.	Nordenburg	Volkbank Nordenburg e. G. m. b. H.
Domnau	Nebenstelle der Volksbank Bartenstein Ostpr. e. G. m. b. H.	Orielsburg	Volkbank Orielsburg e. G. m. b. H.
Ehrenrode	Volkbank Ehrenrode e. G. m. b. H.	Osteroede	Oberlandbank e. G. m. b. H.
Elbing	Volkbank Elbing e. G. m. b. H.	Paszenheim	Geschäftsstelle der Allenstein Verensbank e. G. m. b. H.
Fliebau	Volkbank Fliebau e. G. m. b. H.	Pillau	Volkbank Stadtamt Pillau e. G. m. b. H.
Freystadt Westpr.	Verensbank Freystadt e. G. m. b. H.	Pogegen	Nebenstelle der Verensbank zu Hoyersberg e. G. m. b. H.
Friedland Ostpr.	Verensbank Friedland e. G. m. b. H.	Pr.-Eylau	Volkbank Pr.-Eylau e. G. m. b. H.
Garnsee	Volkbank Garnsee e. G. m. b. H.	Pr.-Holland	Volkbank Pr.-Holland e. G. m. b. H.
Gedwangen	Jedwanger Bank e. G. m. b. H.	Ragall	Filiale der Volksbank Tilsit e. G. m. b. H.
Gehlborg	Nebenstelle der Volksbank Johannisburg e. G. m. b. H.	Rautenburg	Volkbank Rautenburg e. G. m. b. H.
Gerdauen	Zweigstellenangesehener der Volksbank Iasterburg e. G. m. b. H.	Rautenkreutz	Nebenstelle der Volksbank Kuckerssee e. G. m. b. H.
Gilgenburg	Volkbank Gilgenburg e. G. m. b. H.	Rhein	Lötzen Verensbank e. G. m. b. H. Nebenstelle Rhein
Goldapp	Volkbank Goldapp e. G. m. b. H.	Riesenburg	Zweigstelle der Westpr. Genossenschaftsbank e. G. m. b. H.
Gr.-Friedrichsdorf	Zweigstelle der Volksbank Heiligenwald e. G. m. b. H.	Rosenberg	Zweigstelle der Verensbank e. G. m. b. H. Di-Eylau
Gr.-Leschienen	Vereins-Verein Gr.-Leschienen e. G. m. b. H.	Rüffel	Sparr- und Kreditbank Rüffel e. G. m. b. H.
Gumbinnen	Volkbank Gumbinnen e. G. m. b. H.	Ruß	Nebenstelle der Verensbank zu Hoyersberg e. G. m. b. H.
Guttstadt	Vorstadt-Verein zu Guttstadt e. G. m. b. H.	Saalfeld	Volkbank Saalfeld e. G. m. b. H.
Heiligenberg	Handel- und Gewerkebank e. G. m. b. H.	Schloppenheim	Volkbank Schloppenheim e. G. m. b. H.
Heilsberg	Volkbank Heilsberg e. G. m. b. H.	Schönlanke	Volkbank Schönlanke e. G. m. b. H.
Heinrichswalde	Volkbank Heinrichswalde e. G. m. b. H.	Seckenburg	Nebenstelle der Volksbank Kuckerssee e. G. m. b. H.
Hoyersberg	Verensbank zu Hoyersberg e. G. m. b. H.	Seeburg	Volkbank Seeburg e. G. m. b. H.
Hordenau	Nebenstelle der Volksbank Kuckerssee e. G. m. b. H.	Seenburg	Volkbank Seenburg e. G. m. b. H.
Hohenbruch	Nebenstelle der Volksbank Krenzlingen e. G. m. b. H.	Sedebahn	Nebenstelle der Volksbank Angerapp e. G. m. b. H.
Hohenstein	Geschäftsstelle der Allenstein Verensbank e. G. m. b. H.	Stuhm Westpr.	Volkbank Stuhm e. G. m. b. H.
Iasterburg	Volkbank Iasterburg e. G. m. b. H.	Tilsit	Volkbank Tilsit e. G. m. b. H.
Johannisburg	Volkbank Johannisburg e. G. m. b. H.	Trempen	Nebenstelle der Volksbank Angerapp e. G. m. b. H.
Karlsin	Nebenstelle der Volksbank Kuckerssee e. G. m. b. H.	Trauburg	Volkbank Trauburg e. G. m. b. H.
Königsberg (Pr)	Gewerke- und Handelsbank e. G. m. b. H.	Wartenburg	Sparr- und Kreditbank e. G. m. b. H.
"	Handelsbank e. G. m. b. H.	Wehlau	Volkbank Wehlau e. G. m. b. H.
"	Königsberger Sparr- und Kreditbank e. G. m. b. H.	Wilmsinnen	Lötzen Verensbank e. G. m. b. H. Nebenstelle Wilmsinnen
"	Vereinsbank e. G. m. b. H.	Willenberg	Volkbank Willenberg e. G. m. b. H.
Korschen	Volkbank Korschen e. G. m. b. H.	Windau	Jedwagner Bank e. G. m. b. H. Geschäftsstelle Windau
Kreuzburg Ostpr.	Volkbank Kreuzburg e. G. m. b. H.	Wornitz	Vereins-Verein zu Wornitz e. G. m. b. H.
Krenzlingen	Volkbank Krenzlingen e. G. m. b. H.	Zinten	Verensbank Zinten e. G. m. b. H.
Kuckerssee	Volkbank Kuckerssee e. G. m. b. H.		

Obige Volksbanken, die mit einem

Gesamtbetriebskapital von ca. 115 Millionen Reichsmark und eigenem Vermögen von ca. 17 Millionen Reichsmark

arbeiten, sind dem gesetzlichen Revisionsverband

Ostdeutscher Genossenschaftsverband (Schulze-Delitzsch) e. V.,
Königsberg (Pr), angeschlossen

Provinzielles Zentralgeldinstitut:

Ostdeutsche Zentralgenossenschaftsbank e. G. m. b. H., Königsberg (Pr)



Soldat im Ordensland Preußen

Derberzählungen aus dem „Rohrblattnachrichtendienst“ und „Der Soldat im Ordensland“

herausgegeben vom Wehrkreishauptmann

Da bei den militärischen Aufmärschen ist die private Meinung der Verfasser ungefragt, nicht die maßgeblicher militärischer Dienststellen

Der schwarze Husar mit dem Marschallstab

Zum 90. Geburtstag des Heerführers August von Mackensen

Bei großen militärischen Feiern des nationalsozialistischen Deutschlands ist in der nächsten Nähe des Führers und Obersten Befehlshabers unter den Ehrenmäßen die stolze Soldatengestalt des Generalfeldmarschalls August von Mackensen zu sehen. Immer in der Uniform der schwarzen Husaren bleibt er eine wahrhaft vollständige Erscheinung und verkörpert nach dem Tode Hindenburg die Überlieferung des alten rühmreichen deutschen Heeres, zu dessen hervorragenden und glücklichen Feldherren er zählt. Welcher persönlichen Hochachtung durch den Führer er sich erfreut, beweist die Tatsache, daß der Führer bei seinem Besuch in dem besetzten Danzig einen Drahtstang an Mackensen richtete, um ihm die Wiedergewinnung der Stadt und des Ganges anzuzeigen, in denen der alte Leibhilar als Regiments-, Divisions- und Korpskommandeur viele Jahre seines Lebensdienst getan hat. Bereits 1836 aber hatte der Führer als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht den Generalfeldmarschall von Mackensen zum Chef des in Stolp lebenden Reiterregiments 5 ernannt. Die 1. Division trägt den Totenkopf und führt die Tradition der ehemaligen Reiterregimente Nr. 1 und 2 und des ehemaligen Husaren-Regiments Prinz Blücher von Wahlstatt Nr. 5 weiter. Als Chef des 1. Reiter-Regiments Nr. 5 gehört Mackensen ganz unmittelfach der neuen deutschen Wehrmacht an, und jeder Mann und Offizier wird am 6. Dezember dieses Jahres mit ganzer Bezeugung des großen Feldmarschalls an seinem neunzigsten Geburtstag gebeten. Lassen doch auf ihn die Werte, die Ernst Moritz Arndt auf den alten Husaren-Feldmarschall Blücher dichtete: „O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar! O schauet, wie ihm waltet kein Schmuckes Haar! So reich bläht sein Alter wie gereifener Wein, drum kann er Weinstalter des Soldatens sein.“ Denn auch Mackensen ist, genau wie Blücher, nach mit 70 Jahren Feldherr gewesen, altlicher Anführer von höchster Fähigkeit. Darüber hinaus aber ist er wie Blücher das Liebling des pflichttreuen, tapferen Soldaten und schneidigen Reiterführers. Seine Begeisterung für den Beruf und seine Waffe hat er einmal in das Wort gelegt: „Entweder man ist Leibhilar, oder man ist es nicht!“ Und als junger Mann bestürmte er seine Eltern immer wieder, ihn seinem eigentlichen Beruf zurückzugeben. So kommt in einem seiner Briefe der Satz vor, der so recht die Liebe zum Soldatenberuf im jungen Mackensen erkennen läßt: „Glaube mir, es ist die innerste, aufrichtigste, eine fast zügellose Passion, die mich treibt und die mich selbst nicht abhalten kann, meinen guten Eltern, die ich so lieb habe, Sorge zu machen.“ Denn August Mackensen sollte ursprünglich nicht Offizier werden; wir haben es einer eigenartigen Fügung zu danken, daß er trotzdem berufen wurde, deutsche Ehre im Weltkrieg von Sieg zu Sieg zu führen.

August Mackensen arbeitete sich völlig aus eigener Kraft empor. Seine militärische Laufbahn begann durchaus abseits von dem damaligen üblichen soldatischen Werdegang. Er wurde am 6. Dezember 1849 in Ludwigsruh im Kreis Bitterberg als ältester Sohn des Landwirts August Mackensen geboren. Es fließt also Vornehmheit in seinen Adern, und seine angenehme Verbundenheit mit dem Bauerntum hat zweifellos zu der Ausprägung seiner Wesenszüge entscheidend mitgewirkt.

Der junge Mackensen wuchs in ländlicher Luft auf. Er sollte, wie sein Vater, Landwirt werden. In der Landtschule erhielt er den ersten Unterricht. Ueber diesen Lebensabschnitt schreibt barbar der Feldmarschall: „Ich lese es als eine Gabe des Schicksals an, auf dem Lande und in einer beschönigten, aber guten Kinderstube aufzuwachsen zu sein. Mein Platz in der Dorfschule zwischen Bauernjungen und Tagelöhnerkindern hat mir nichts gefehlt, und wie ich mich damals durchprügeln mußte, so habe ich mir meinen Beruf erkämpft und in diesem, ganz auf mich allein gestellt, mich durchkämpfen müssen.“ Aus seiner frühesten Jugendzeit stammt auch sein großes soziales Empfin-

den und seine Achtung vor dem deutschen Arbeiter. Er hat das, als er bereits der gefeierte Marschall war, in einem schönen Wort zum Ausdruck gebracht. 1892 schrieb er: „Ich beglückte jede wahrhaft national empfindende, dem Marxismus entgegenwirkende Bewegung unseres Volkes mit den warmsten Wünschen und mit einem durch die Erfahrungen des Weltkriegs tiefgegründeten Vertrauen zu der in allen Schichten des Volkes, also erst recht in der großen Masse der Arbeiterschaft, vorhandenen Auslese.“

Als Neunjähriger kam August Mackensen auf das Gymnasium in Torgau. Diese Stadt wurde bedeutungsvoll für ihn. Hier lebte preußische Geschichte. Hier hatte der Alte Fritz 1760 die starke Stellung des Marschalls Daun in Front und Rücken angegriffen. Da hatte der führende Husarenritt des Joachim Hans von Bieten in der lange schwermütigen Schlacht wesentlich zum Siege der Preußen beigetragen: „Bei Torgau, Tag der Ehre, ritt selbst der Fritz nach Hans, hoch Bieten brach: Ich lehre erst noch das Schicksal uns.“ Hier waren auch die Spuren des großen Napoleon. Hier hatten die Preußen unter Tauenhien die Belagerung beendet und 1814 eingenommen. Hier sang man einst den der berühmte preussische Kaiserliedermacher, der „Torgauer“, von dem Lehrer Schulz in Torgau komponiert. Vor allem aber lagen dort Husaren in Garnison. Die hübschen Reiter waren ihm Vorbild militärischer Tugend und Ziel seines Lebens.

Von Torgau kam der junge Mackensen zu weiterer Schulausbildung nach Halle (Saale) in die berühmte französische Stiftung. Die dortige Zeit hat er später seine „Sabottenjahre“ genannt, da ihm eine eigentliche militärische Jugendzeit verweigert blieb. Nach Beendigung der Schulzeit wurde Mackensen landwirtschaftlicher Zehner. Nach zwei Jahren erlaubte ihm der Vater, als Einjähriger zu dienen; der glühende Wunsch des Jünglings, als Fahnenjunker einzutreten, um Offizier zu werden, fand bei dem Vater kein Gehör. Mackensen wählte für sein Jahr die schwarzen 2. Leibhilar, die damals in Lissa (Polen) lagen.

Am 26. Juli 1870 rückte der 20 Jahre alte Freiwille August Mackensen in den Krieg gegen Frankreich. Sein Regiment kam bald an der Front. Mackensen bewährte sich; er wurde Unteroffizier. In dem Gefecht bei Douaumont, am 18. September 1870, gegen organisierte Franzosen schlug er sich mit ungewöhnlicher Tapferkeit; er wurde dafür Wigamachmeister. Im Oktober desselben Jahres überreichte der Divisionskommandeur Prinz Albrecht von Preußen dem jungen Wigamachmeister für einen hervorragenden Patrouillenritt bei Loury in den Wäldern des Feindes und für die Teilnahme an der Attacke von Artenay das Eisene Kreuz. Der prinzipielle Reitergeneral tat es mit den Worten: „Sie haben Ihren Kameraden ein Beispiel gegeben, auf das Sie jedoch wie Sie selbst stolz sein können. Sie müssen auf alle Fälle Soldat bleiben“, und sagte, wie vorabnehm, hinzu: „Sie werden eine Fiedle des preussischen Offizierkorps werden.“ Weitere Reitererfolge beim Vormarsch auf Orleans brachten am 3. Dezember 1870 die Beförderung zum aktiven Sekonde-Lieutenant. Das war damals etwas Ungewöhnliches. Ohne Kriegsschule, ohne Offiziersexamen rückte der bürgerliche Wigamachmeister in das aktive Offizierskorps eines Kavallerie-Regiments ein. Wohlgebillt seine auf dem Schlachtfeld bewiesene militärische Eignung war die Ursache seiner Ernennung.

Als der Friede kam, mußte der Leutnant Mackensen die Aktiva ausüben; das kleine Vermögen des Vaters erlaubte die erforderlichen Zuschüsse nicht. Der Leutnant trat zur Reserve über und ging nach Halle auf die Universität, um sein landwirtschaftliches Studium aufzunehmen und landwirtschaftlicher Beamter zu werden. Aber der Mutter plagte er seine innere Not und schrieb ihr: „Ich kann ja noch immer den Husaren nicht aus meinem Gehirn herausprobieren.“ Dieser Mutter, an die er jeden Sonntag einen Brief schrieb, hing er mit

der Liebe des treuesten Sohnes an. Er nennt sie keine herrliche Mutter, von deren Gebeten ich geleitet wurde". Der Führer der Mutter war es auch gelungen sein, den Vater umzustimmen. Sie starb erst 1918 und hat noch das Glück gehabt, ihren Sohn als Feldmarschall zu sehen.

★

Im März 1873 erlaubte der Vater den Wiedertritt in die Armee. Und nun kommt der auch für heutige Verhältnisse phantastische Aufstieg, bei dem nur ganz wenige Offiziere des preussischen Heeres erreicht haben. Wadenen wird bald unter Beförderung zum Premier-Lieutenant und zur Veretzung in das 1. Leibhussar-Regiment Adjutant der 1. Kavallerie-Brigade in Königsberg. 1880 kommt er ohne Befehl der Kriegsakademie in den Großen Generalstab. 1882 wurde er in den Kreis der Ausserordentlichen einbezogen und zum Hauptmann befördert. Der alte Moltke sagte bei Entgegennahme seiner Meldung an dem 32 Jahre alten Offizier: „Ich habe Sie wegen Ihrer sehr guten tatsächlichen Arbeiten anerkannt.“ Später erhält Wadenen eine Schwadron bei den 9. Dragonern in Meh. 1891 wurde er als Major erster Adjutant des Grafen Alfred Schlieffen, des großen strategischen Denkers und Lehrmeisters des Generalstabes. 1898 wird Wadenen als erster Bürgerlicher Flügel-, später Generaladjutant Wilhelms II.; es erfolgt die Beförderung des erblichen Majors. 1900 wird von Wadenen Generalmajor, 1901 Kommandant der neu gebildeten Leibhussar-Regiment-Brigade. Von 1903 bis 1908 kommandierte er die 36. Division, dann als General der Kavallerie des XVII. Korps in Danzig, mit dem er in den Weltkrieg zog.

★

„Es war der höchste selbstliche Wunsch meines Lebens, an der Spitze meines Armeekorps ins Feld zu ziehen.“ Dieses Korps schlug sich mit größter Tapferkeit bei Gumbinnen und schloß den Ring um die Muffen bei Tannenberg. Am November 1914 erhielt von Wadenen die Führung der 9. Armee, einen Monat später wurde er Generaloberst. Auf die feindliche Schlacht bei Soest folgte der Durchbruch bei Gorlice-Tarnobrom 2. bis 6. Mai 1915. Es ist eine der hervorragendsten Felderzente des Weltkrieges. Wadenen führte die 11. Armee und betrieb die Staffen vollständig aus Polen, von den Westparten bis weit über die Grenzen Galiziens. Der gewaltige Sieg trug dem Oberbefehlshaber den wohlverdienten Feldmarschallsstab ein. Es folgten die Feldzüge auf dem Balkan. Ganze Armeen trieb der fähige Quäler in der feidgrauen Totenkampfuniform vor sich her. Seit Mai 1918 war er Feldzugoberverner in Rumänien und bewies hier seine großen organisatorischen Fähigkeiten. Nach dem Verrat vom November 1918 leitete Wadenen mit bewundernswürdiger strategischer Kunst auch den Rückzug seines Heeres. Seine jugantlichen Ungarns durchgeführte militärischen Aktionen wurden von der revolutionären Károlyi-Regierung mit höchstem Unfank belohnt: sie hinderte auf Weisung der Entente ihn in Budapest an der Wehrmacht, so wurde

der Sieger dieser Schlachten bis November 1919, zuletzt in Saloniki, festgehalten. Das ungarische Volk aber hat, als es unter Horthy eine nationale Regierung erhielt, seinem Freunde die größten Ehrentugenden bereitet, wie kein Triumpfwagen in Budapest im Mai 1935 bewies.

★

Der Feldmarschall von Wadenen hat auch nach dem Weltkrieg die nationale Ehre und für die Wehrhaftigkeit ein. Bei allen Ehrentugenden und höchsten Ordensauszeichnungen blieb er die höchste, große, überragende Persönlichkeit. Bezeichnend für sein Wesen und Leben ist sein selbstgemählter Leitpruch: „In der Welt muß man arbeiten, in den Idealen leben.“ Und als Wappenspruch hatte er sich das Wort erbeten: „Memini initium“, d. h.: „Ich gedenke des Anfangs.“ Ihm ist er treu geblieben, auch in den Jahren höchsten Glanzes ein zunehmend einfacher, aufrichtiger Mensch. „Was diesen Mann der alten Armee der heutigen Wehrmacht, ja weit darüber hinaus dem ganzen Volke so liebenswert, so verehrungswürdig macht, das ist vor allem die nun bald drei Menschenalter hindurch in Glück und Unglück gleichmäßig bewährte Treue und Ehrlichkeit des Charakters, die unerschütterliche, nutzstiftende Lieberzeugungstreue, der Welt einer großen, in selbstlichem Vaterlandsdienst sich verzehrenden Seele.“ Man kann sich Wesen nicht besser fassen als mit diesen Worten, die Oberstleutnant Wolfgang Forster, einer seiner tiefsten Kenner (der Herausgeber seiner „Briefe und Aufzeichnungen“ 1938), ihm zu seinem 85. Geburtstag schreibt.

Der nationalsozialistische Staat hat dem letzten Feldmarschall des alten Heeres die größten Ehrentugenden anteil werden lassen. Seit 1933 ist er preussischer Staatsrat. Bei dem 85. Geburtstag beehrte ihn auf seinem Wunsch Falkenauweide bei Zettin der Führer, um ihm des deutschen Volkes Dank auszusprechen. 1935 wurde ihm für seine Verdienste am West- und Ost- und Reich durch den Führer die ehemalige preussische Romäne Bräunung in Streife, Ehrensignale als Gehalt mit einer Ehrenfunktionsruhe überreicht. Damit ist der aus altem Panzergeschlecht herorgegangene ruhmvolle Soldat mit der Scholle, der er in seinen Jugendjahren als prächtiger Landwirt diente, wieder verbunden worden.

Wäre der nun neunzigjährige Feldmarschall, über den das Alter keine Macht zu haben scheint, sich noch lange der Müdigkeit erheuen! Der heranwachsenden Jugend und den wehrhaften Kämpfern ist er ein leuchtendes Beispiel edelster deutscher Soldatentugenden. Die wiedererstandene Wehrmacht des Großpreussischen Reiches hat dem letzten Feldmarschall der ruhmreichen alten Armee als höchste und beste Geburtstagsgabe die Befreiung deutschen Landes und die Vernichtung eines lästigen Feindes dargebracht. Gerade an den politischen Schlachtfeldern, an denen Wadenen von Sieg zu Sieg zog, hat sie die Lütigkeit deutschen Soldaten, wie sie in der Persönlichkeit Wadenens beispielhaft ist, aufs neue bestätigt!

Edwards Stentel.

Johann Gottlieb Fichte und seine „Reden an die deutsche Nation“

Als nach dem Zusammenbruch Preußens im Winter 1807/08 in den Straßen Berlins die Trommeln der französischen Truppen erklangen, stand ein Mann auf, der es in der Zeit der tiefsten Erniedrigung, unter den Augen der französischen Garnison wagte, das Volk zur Erneuerung des preussischen Geistes und zum Kampfe um das Leben der Nation aufzurufen: Johann Gottlieb Fichte.

Als Sohn eines Webers 1762 in Rammenau in der Oberlausitz geboren, hatte ihm ein Gönner, der seine außerordentliche Begabung erkannte, das Studium ermöglicht. Schon früh kam er, der aus innerer Überzeugung mit der geistigen Reaktion seiner Zeit in Konflikt stand, mit Kant in Verbindung. Nachdem er infolge eines Kampfes gegen den Geist der Zeit Thüringen hatte verlassen müssen, kam Fichte nach Berlin und hielt hier am 12. Dezember 1807 die erste seiner Reden an die deutsche Nation.

Selbst ammutet es uns an, wenn wir heute die Grundgedanken seiner Reden hören, Gedanken, die dem innersten Wesen der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechen. Jeder vaterlandsliebende Deutsche mußte durch diese Gedanken im Inneren gepackt werden: Das Volk dauert ewig, und der einzelne findet die Ewigkeit seiner selbst, wenn er in seinem Volk und für sein Volk lebt und wirkt. Das Leben an sich hat keinen Wert, wenn es nicht Werte schafft, und diese liegen allein in der Fortdauer der Nation. So sagt Fichte, „daß der Deutsche muß sterben wollen, damit die Nation lebe.“ — „Dasu gehört Kämpfe u. m. Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hüße des

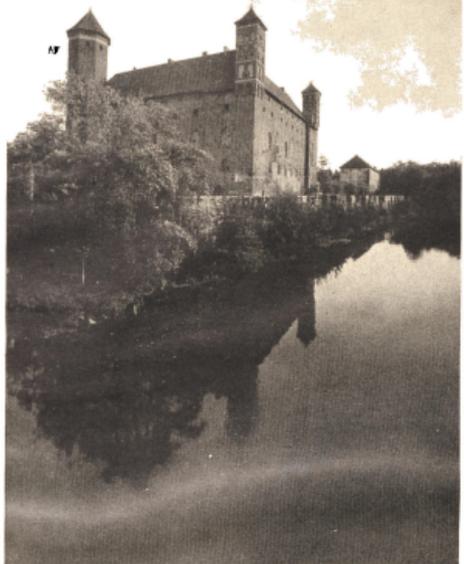
Ewigem umfaßt, für welche der Erde mit Freunden sich opfert.“ Und weiter: „Es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wächlein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen, uns insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weisheit und in seiner, als ob er allein sie und als ob lediglich auf ihm das Weil der künftigen Geschlechter ruhe.“

Nichtes Wunder, daß preussische Heer in seinem Freiheitskampfe zu begleiten, um ihm mit seinem Namen den besten Ansporn zu geben, bereitete sich frühzeitiger Tod am 28. Januar 1814. — Uns aber, die wir heute wiederum einmal für Deutschlands Leben und Zukunft kämpfen wollen, und zum höchsten Opfer bereit sind, ist Johann Gottlieb Fichte das Vorbild eines furchtlosen aufrechten Mannes und Vorkämpfers für Deutschlands Größe.



Junge Hengste in Trakehnen

Foto Krauskopf



Burg Heilsberg

Foto Krauskopf

Die ehemalige Provinz Neu-Ostpreußen 1795-1807

Bei der zweiten Teilung Polens im Jahre 1793 waren die Gebiete um Gnesen, Posen und Kalisch **p r e u ß i ſ c h** geworden, dazu noch in Westpreußen die Städte Danzig und Thorn. 1795 wurden bei der dritten Teilung Polens, die das Ende des polnischen Staates bedeutete, die preußischen Provinzen Südpreußen und Neu-Ostpreußen gebildet.

Südpreußen erstreckte sich im Süden bis Gnesenhausen, im Osten bis Praga, im Norden bis an die Bug-Weichsellinie, wobei ein Zipfel bis gegenüber Thorn reichte, während der Westen etwa in der Linie Wenschen-Franstadt abschloß.

Neu-Ostpreußen, das im gegenwärtigen Krieger in seinen meisten Teilen Operationsgebiet der österreichischen Arme war, reichte von der Bug und Weichsel nach Norden bis an die westpreussische Grenze (das Kaiserthum blieb westpreussisch), dann an die alte ostpreussische Grenze (Kreis Soltau bei Dirschau), die es ostwärts bis zum Memelstrom aufhob. Seine Ostgrenze bildete der Lauf der Memel bis Grodno aufwärts, dann verlief sie in allgemein nordöstlicher Richtung bis zum Bug.

Das an Österreich aus Gründen der Kabinettpolitik gefallene Westgalizien erreichte, Südpreußen im Osten umfassend, die Gurglinie von Konstantinow bis Radymin. Alles, was ostwärts von Westgalizien (Bug) und Neu-Ostpreußen (Memel) lag, war russisch.

Innerhalb Neu-Ostpreußens war die Gegend um Ploetz schon 1793 preussisch geworden.

Die Provinz wurde in Regierungsbezirke eingeteilt, von denen uns heute der westliche interessirt, dessen Hauptstadt jetzt **S i c h e n a u** ist, während damals Ploetz der Sitz der Verwaltung war.

Ein Blick auf eine zeitgenössische Karte (Berlin 1799 gestochen) zeigt diesen großen Waldreichthum im östlichen Theile, der heute meistens Ackerbauland mit beginnendem steppenähnlichem Charakter geworden ist, eine Folge des schon seit Jahrhunderten betriebenen Raubbaues der Polen an ihrem Walde. Auch hier zeigt sich das, was wir „**p o l n i ſ c h e W i r t s c h a f t**“ nennen, Gewandlosigkeit, Raschfähigkeit, Mangel an Ehrfurcht vor der Natur und an Liebe zu ihr und daraus auch mangelnder Schönheitsinn. So lagen damals Slowe, Wisla, Rastel, und Serot in gewaltig ausgedehnten Wäldern, ostwärts von

Ugao, Mafow und Braschniß erstreckten sich Wälder bis weit nach Osten.

Ein hoher Verwaltungsbeamter, **V. G. von H o l l ſ c h e**, hat uns in einem Buche „Geographie und Statiistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen“ auch die Gegendem gewissenhaft geschildert, die heute den Regierungsbezirk Zichenau bilden. Danach zerfiel die Bevölkerung in Adel, Kleinadel, Bürger, Bauern und Juden. Die letzteren drei Theile waren in ihrer bürgerlichen Freiheit stark eingeschränkt, ein überwiegender Theil der Bauernschaft war leibeigen. Daran fand aber bei im übrigen als ein Kind seines 18. Jahrhunderts (wir sind im ersten Jahrzehnt nach der Französischen Revolution) sehr aufgeklärte und menschenfreundliche preussische Beamten nichts anzusehen. Wir können uns das Los dieses lässlichen Proletariats in Polen nicht hart genug, seine Knechtschaft nicht tief genug vorstellen — noch heute haben wir einen trefflichen Volksschulunterricht, was in jenen und in späteren (auch holländischen) Dingen für ein Unterthier zwischen deutsch und polnisch befehlt. Ohne Leibeigenschaft und Diensthengst abschaffen zu wollen, schloß Holke damals vor, die Dientlinge — unter Verbeibehaltung der Prügelstrafe — festzusetzen, „um das brüderliche Verhältniß zu heben und den Bauern auch einige frohe Stunden zu verschaffen“. Ein sehr bezeichnender Anfang von „Kraft durch Freude!“ „Da sie aber jetzt unter dem Schutze der Geleise leben“, können sie wenigstens (theoretisch) Ansprüche an die Gutsherrschaft erheben.

Dem Adel ging es auch nicht gut, leichtfertiger Lebenswandel und lieberliche Wirtschaft ließen die Gutsbesitzer bis auf einige Großgrundbesitzer nicht zu wahrer Wohlstand kommen. Angebaut wurde vor allem gleichmäßig viel Weizen und Roggen. Die Wälder waren teilweise angezehrt, es gab aber auch Schuttheden. Wenn uns heute, je mehr wir uns Danzhan nähern, die Ansjäe einer Obstkultur anfallen, war es damals damit noch schwach bestellt. „Obstgärten trifft man in ihren Gärten selten an, daher haben die Wohnungen, besonders auf dem platten Lande, ein trauriges Aussehen, denn die elenden Gärten haben keinen Obstharten und nicht einmal einen Baum in der Nähe, worunter Menschen und Vieh in Schutten treten können, stehen wie verwaist, und man glaubt kaum, daß Menschen darin wohnen.“

Der heute recht bedeutende Ausbau der Kartoffel ist wohl damals in diesem Theile Polens, der dort übrigens Marowiten heißt, noch nicht eingebürgert gewesen. Dingen war die **W e r d e a u c h t** nicht schlecht, „Sehr gut und bauerhaft“ werden die polnischen Pferde genannt. Bei den Kühen aber findet die preussische Verwaltung nur ein Jochvieh der Milchleistung der Niederungssch. Schweinehaltung gab es nur für den eigenen geringen Verbrauch, die Schafhaltung war unzureichend. Dingen gab es viel und treffliches Federvieh. Daß draußen an Wäldern und Büschen Ueberfluß war, auch Bären und Luchse hin und wieder angetroffen wurden, wundert uns nicht. In den Wäldern gab es viel Luchse. Uebrigens wählte damals niemand, ob der Bug in den Marowt fließt oder der Bug den Marowt aufnimmt. Auf dem rechten Ufer oberhalb des heutigen Robin lagte man Marowt, auf dem linken Bug. Diese Unterscheidung ist bis heute nicht aus den Karten geschwunden, doch ist die Beziehung des Zusammenflusses zwischen Serot und Robin mit „Marowt“ die bei uns übliche.

War der polnische Hofmann schon kein großer Hochmann in seiner Wirtschaft, so tangte seine Frau hier überhaupt nicht. Sie weigerte sich, in die sehr schmähliche Küche zu gehen, weil das ihrem Stande nicht angemessen war. Von den Küchenmeisterin, aber auch sonst überall — in der Wirtschaft, wurde unglücklich viel gethan. Die Stellung der Dienerschaft war trübselig, sie schlief im Hausein auf Stren. Die Gebäude, besonders die Schenken, waren änerst fehlerhaft errichtet.

Die Städte hatten durch Schwandentriebe, Pest, Judenplage und schlechte Wirtschaft sehr gelitten. Der Adel „beleh“ die Städte und sog sie aus. Kaum eine Stadt Malomien außer Ploetz erob sich über den Rang eines kleinen Marktortes oder Ackerdistriktens. So hatten die „großen“ Städte Ploetz 1500, Baltus 1200, Ostrowta 1100, Wajgorod 1013 Einwohner, Zichenau nur 433 und gar Wpomicie 100, Rastel 100, Nieczob 100 Einwohner. „Man findet allgemein“, sagt Solche, „daß in Ackerdistrieten keine Industrie herrscht; dies hat daher den Erfolg gehabt, daß in den meisten Städten die Juden, welche keinen Ackerbau treiben, sich aller bürgerlichen Nahrung bemächtigt haben, und daß viele Bürger aus den Städten auf die Vorstädte oder Stadtdörfer gezogen und mitihm Bauern geworden sind (heute ist das Umgekehrte das Problem!). Die meisten Städte haben das Privilegium der Brennerei und Brauerei; man findet aber selten einen christlichen Bürger, der dies Gewerbe treibt; es ist, nebst dem Schant, ein Erbtteil der Juden geworden. Dassel wird von Christen beinahe gar nicht getrieben, und man findet unter ihnen nur wenige Professionsleute, wogegen von den Juden alle möglichen Arten von Handwerken getrieben werden, die nicht viel körperliche Anstrengung erfordern.“ Dem wäre nichts hinzuzufügen.

Das Ostpreussische Departement hatte damals sechs Kreise: Ostrowta, Baltus, Ploetz, Malomien, Wajgorod, Wpino. In ihnen lagen 26 königliche, 17 adelige Städte mit 4000 Hausfängen, ein schätzungsweise 16 115 Seelen. Von **M a l o m i e n** wird berichtet, daß dort kein Jude wohnen darf. **P r a s c h n i s**, in einer überaus fruchtbaren Gegend, von

233 Säulen, ist ein ziemlich bedeutender, sich „aufnehmender“ (entsprechend) Ort. Giedonow hat 166 Häuser, wovon Industrie und Handel, Plocl hat sogar 389 Häuser, wovon — man kann: 27 massiv. Es besitzt eine deutsche Kirche, 11 Kirchen und Klöster. Ein Drittel seiner Einwohner sind Juden. „Wenn man auf dem Markt ist,“ so heißt es von Bukausk, „scheint es ein ansehnlicher Ort zu sein, die übrigen Straßen und Häuser aber sind schlecht.“ Raliewsk mit 157 Häusern „ist ein ganz schlechter Ort, dessen Einwohner größtenteils aus Juden bestehen.“

140 Jahre sind inzwischen vergangen. Russische Verträge, polnische Mißwirtschaft, Auswanderung durch das Indutium und den Rüstungsgrößenwahn der verfallenen Mächte haben Westmolewin, ein durchaus entwicklungsfähiges Land, nicht zur Blüte kommen lassen. Was nach 1796 die preussischen Soldaten und Beamten dort zu sehen bekamen, war vielfach so, wie wir es auch 1915 und 1939 fanden. Große und dringende Aufgaben sind bereits durch die Wehrmacht während ihres Einmarsches in diesem Gebiet geleistet worden, viel bleibt aber noch zu tun, um die heruntergewirtschafteten Gebiete deutscher Ordnung zu erschließen. Das nationalsozialistische Deutschland hat damit eine Aufgabe übernommen, die der des deutschen Ordens und Friedrichs des Großen im Osten nicht nachsteht. Oberleutnant Dr. H ü g e.



Don den Polen zerstört, von deutschen Truppen neu geschaffen

Im Weltkrieg hatten unsere Truppen aus strategischen Gründen eine Kleinbahnlinie von Puppen über Friedrichshof nach Wähysyniec gebaut und damit eine Verbindung nach Ostrolenka, Nowograd und Skolno geschaffen. Infolge des Wohnstättenvertrages von Versailles wurde die Strecke Friedrichshof—Wähysyniec zerstört, und zwar so gründlich, daß kaum eine Spur des Aufes der Bahnlinie verriet.

Auch die Strecke Puppen—Friedrichshof im Kreise Ostelsburg rentierte sich nicht mehr, weil der Kraftwagenverkehr die alte gute Kleinbahn immer mehr in den Hintergrund drängte. So sollte das etwas vorrussländische Wähysyniec mit seiner leuchtenden Lokomotive und den kleinen Wagen dem modernen Verkehr weichen, als der Feldzug in Polen ihr unterliegend die Rettung brachte.

Für den Nachschub unseres Besatzungsheeres in Polen ist eine derartige Wohnverbindung, selbst wenn sie etwas altertümlich ist, immerhin von erheblicher Bedeutung, weil dadurch Kraftwagen und Brennstoff erspart werden, besonders mit Rücksicht auf das schlechte Straßenetz im ehemaligen Polen.

Viel ist von unseren Truppen im ehemals polnischen Gebiet geschaffen worden. Zerstörte Bahnlinien wurden in Windeisele wieder hergestellt, geprenzte Weiden und Eisenbahnübergänge erneuert; warum nicht eine ganze Bahnstrecke neu bauen? Am 9. Oktober erfolgte der erste Spatenstich. Das Material wurde von irgend woher beschafft und war rechtzeitig da. Und am 15. November sollte das erste Zuglein mit starkem Dampfhaufwand von Friedrichshof nach Wähysyniec.

In fünf Wochen wurden 18 400 Kubikmeter Erde bewegt, 24 520 Meter Schienen und 17 164 Schwellen gelegt. Dazu wurden fast 5000 Kubikmeter Kies herangeschafft. Gewiß ist dieser Bahnbau nichts Welterschütterndes, aber er ist ein neuer Beweis davon, was unsere Truppen nach Erlebigung der Kämpfe imlande sind aufbauend zu leisten.

Am Eröffnungstag fuhr der erste Kleinbahnzug festlich bekränzt und besetzt mit den Erbauern von Friedrichshof über die ehemalige Grenze nach Wähysyniec. Überall bildeten die Truppen, die an dem Bau mitgewirkt hatten, ein festliches Geleit. Die polnische Jugend räumte wägenhufenlang nebenher und eroberte ihre Vorkantente im Wettlauf mit dem Bahnhain. Interessant war es zu sehen, wie überall die polnische Bevölkerung zusammenlief und das neue Wunderwerk bestaunte.

Vor 25 Jahren Seeschlacht bei den Falkland-Inseln

Untergang der Panzerkreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“

Der 8. Dezember 1914 hat in der Reihe der großen jolatischen Seebattagen des deutschen Volkes eine besondere heldenhafte Bedeutung.

Am 6. Dezember hatte der Führer des von der Seimat Spee bestimmten deutschen Kreuzergeschwaders, Admiral Graf Spee, seinen in der Seeschlacht von Coronel siegreichen Schiffen den Befehl zum Angriff auf den britischen Flottenstützpunkt der Falkland-Inseln gegeben. Das Ziel des Angriffs war, den einzigen strategischen Stützpunkt der gemäßigten enalichen Flotte an der jüderamerikanischen Küste unbrauchbar zu machen, die dort vorhandenen Vorräte und Waffenreserven zu zerstören und die für den gemäßigten Nachrichtendienst und die gemäßigten Propaganda entscheidend wichtige Funktion außer Betrieb zu setzen. Neben diesem unmittelbar militärischen Zweck sollte der fähige Angriff deutscher Kriegsschiffe auf die alte englische Kolonie eine weitreichende moralische Wirkung auf Freund, Feind und Neutrale ausüben. Das Kreuzergeschwader des Grafen Spee wollte nicht unartig dem kriegerischen Lebenskampf der deutschen Heimat ferngerückt sein, sondern nach dem Gesefig von Coronel auch weiterhin einen ehrenvollen Anteil an den Leistungen der deutschen Kriegsführung nehmen.

Im Verfolg seiner Unternehmungen stieß das Kreuzergeschwader des Grafen Spee überall auf eine überlegene britische Schlachtflotte, die erst einen Tag vorher aus der britischen Heimat eingetroffen und deren Vorhandensein in diesen Gewässern der deutschen Führung unbekannt gewesen war. Die deutschen Schiffe stellten sich dem an Zahl, Kampfkraft und Geschwindigkeit überlegenen Gegner zum Gefecht, entschlossen, die Ehre der deutschen Kriegsschlange und des deutschen Soldatenums fern der Heimat mit dem letzten Einsatz von Leistung und Opferbereitschaft hochzuhalten. Auf das Kommando des Flaggschiffes „Schara v r h o r s t“ an die übrigen Schiffe „Dem Führer folgen!“ nahm das Geschwader den Kampf mit der britischen Uebermacht an. Das Flaggschiff des Admirals Graf Spee, der Panzerkreuzer „Scharnhorst“ kämpfte, bis die Wasser in das lederschiffene Schiff eindrangten. Als das Vordrill noch etwa zwei Meter aus dem Wasser ragte, lenkte der vordere Geschützturm zum letzten Male. Mit wehender Flagge und lautenden Wählhinnen ging die „Scharnhorst“ unter. Dem Flaggschiff folgte halb der Panzerkreuzer „Gneisenau“. Als dem Kommandanten gemeldet wurde, daß die Wählhinnen des letzten getroffenen Schiffes keinen Dampf mehr gaben, die Munitionszufuhr zu den Geschützräumen zerstört war und die Pumpen verlagerten, befahl er: „Schiff für maden zum Versinken“. Mit wehenden Flaggen und einem dreifachen Hurra verließ die „Gneisenau“, geprenzt von der eigenen Wählhinnen. Die im Wasser treibenden Mannschaften sangen — den Tod vor Augen — das Hagenlied.

Nachhaltig tapfer wehrten sich auch die kleineren Kreuzer bis zu ihrem Untergang. Nur der „Dresden“ gelang es, zu entkommen. Der todesmutige Kampf und Untergang der beiden deutschen Panzerkreuzer nötigte dem enalichen Kriegsgegner Achtung und Bewunderung ab.

Das heldenhafte Beispiel des Grafen Spee und der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seines Geschwaders lebt in der deutschen Kriegsmarine als lebendige Verpflichtung fort. Mit den Kameraden der Kriegsmarine gehakt die geliebte deutsche Wehrmacht am Tage der Schlacht bei den Falkland-Inseln der jüdermalischen Ruhmestat deutschen Soldatenums auf dem Ozean.



Burg Hellsberg, Innenhof

Foto Krauskopf

Typen polnischer Gefangener

gezeichnet von einem polnischen Mitgefangenen



Auf Posten im Osten

Es war noch Sommer. Die Sonne brannte. Der Schweiß rann in Furchen über das staubverklebte Gesicht. Es ging vorwärts. Es war Bewegung. Es war Kampf. Es war Sieg!

Und jeder deutsche Soldat, der in diesem — wie man ihn genannt hat — Blutzug durch Polen marschierte, kämpfen und siegen durfte, wußte, daß sein Platz in seiner Truppe und nirgendwo anders war. Auch der Landwehrmann wußte es. Auch der forgende Familienvater schloß es: Die Wirtschaft dabei, das Geschäft oder die Berufstätigkeit sind jetzt nicht das Wichtigste. Die Frau ist tüchtig und „wird den Leuten schon schmecken“. Jetzt ist nur wichtig, über Polen hinweg den deutschen Frieden im Osten zu erringen.

Nach vier Wochen wurde im Osten Frieden. Aber erst ein besawener Friede. Noch keine endgültige Befriedigung. Weil Christill und Genossen die deutsche Friedenshand wegziehen, müssen nun unsere U-Boote und Flugzeuge gegen England fahren.

Die Wochen verziehen.

Darüber ist es Winter geworden. Der erste Kriegswinter. Der Schnee riefelt auf die Felder, verhüllt das Land, über das im späten Sommer der harte Tritt des deutschen Soldaten marschierte.

Die Fahrer der Kolonnen, die auch heute noch über die ehemals polnischen Straßen hupern, haben sich in ihren dicken Mänteln verummant. Die Wochen, die in den ehemals polnischen Gebieten, in Wäldern, den Städten und Dörfern Tag für Tag, Nacht für Nacht Wacht hielten, hüllten sich in ihre Schlafspelze. Der Kampf in diesem eintönigen von Polen terrorisierten Lande ist zu Ende. Die Bewegung des Autarkie ist zur Ruhe erstarrt. Der Befehl lautet jetzt nicht „Vorwärts, vorwärts“, sondern „warten, warten.“

Warten. Wochen und Monate. Und dabei doch jede Stunde bereit sein. Das ist die Verantwortung, die auf jedem Landesfähnenbattalion, auf jeder Fahrkolonne, auf jedem Landwehrmann und auf jedem Divisionskommandeur hier im Osten ruht.

Zugegeben, „warten“ ist kein angenehmer Befehl. Besonders nicht in einem vielfach zerstörten und noch nicht wiederaufgebauten Land, dessen trübseliges Dasein die berüchtigt gemeine „polnische Wirtschaft“ war. Ihre Kennzeichen sind trotz aller Anstrengungen der Truppe und der neu eingeetzten zivilen Verwaltungsstellen noch längst nicht verschwunden. Und da der Soldat das unbeschreiblich schöne Vorrecht hat, nach Verzugslust zu schimpfen, um sich die Seele zu erleichtern, so ist auch schon mancher Soldatenluch darüber laut geworden, daß man hier am „Arich der Welt“ hunde.

Wie gesagt, Schimpfen erleichtert die Seele des Soldaten. Wiser wäre es schon, wenn sich still und heimlich bei vielen — besonders bei denen, die dabei eine Wirtschaft auf dem Lande oder in der Stadt zu betreiben haben — der Weankele frische, daß „er doch eigentlich ziemlich unglücklich mit dem Gewehr hier an einer Grenze herumsteht, an der kein Krieg ist“. Wo doch im letzten Brief von der Frau, wenn sie es auch nicht direkt schrieb, zu merken war, wie nötig es wäre, wenn er auf dem Fuß dabei immer wieder nach dem Rechten sehen könnte. Wo doch der Betriebsführer dem Zigarrenpächter, das er neulich der Feldpost anvertraute, ein paar Zeilen beilegte, aus denen zu ersehen

war, welche Schwierigkeiten durch den Mangel an gelernten Kräften in der Fabrik zu Hause heute bestehen.

Ja, ist es denn wirklich noch nötig, daß so viele Tausende an einer Front stehen, die — jedenfalls für einen „erregten Krieger“ — gar keine Front ist? Ja. Es ist eben nötig, das Warten und doch nicht müde werden!

Das Postenschießen und das Baschschießen und das nächtliche Am-Telefon-Sitzen.

Das Kolonnenfahren und der Arbeitsdienst. Sogar der nach 20 Jahren auch wiederaufgelebte leidige „Papierkrieg“ bei den Stäben ist — mit Waffen freilich — nötig.

Und erst recht ist nötig der Dienst mit seinem Kommiß, der die Knochen gelenkig hält und den Mief aus dem Gehirn treibt, daß es nicht mißmütig wird, und der verhindert, daß das Dier im Osten zum „Schlafenden Heer“ wird.

Warum?

Generalsbericht von Seect hat es der deutschen Reichswehr eingekammert, was auch dem neuen deutschen Volkstheer in Fleisch und Blut übergegangen ist: Im militärischen Leben gibt es keine Kleinigkeiten und Nebenächlichkeiten, die ohne schärfste Zellen für das Ganze vernachlässigt werden könnten. Es gibt sie besonders nicht im Kriege.

Der Kraftfahrer am Steuer einer durch das ehemals polnische Land fahrenden Kolonne ist an seinem Platz genau so wichtig, wie der Generalsstabsoffizier im Oberkommando der Armee an dem feinen. Oder wie der Verwaltungsbeamte und der Bauer und der Arbeiter daheim. Wenn einer versagt, fühlen es alle anders. Der Landwehrmann auf einem Posten in einem polnischen Grenzort



ist nicht weniger notwendig als der Posten am Maschinengewehr in einem Bunker des Westwalls.

Beide sind Repräsentanten des Deutschen Reiches und seiner Macht.

Nur die Wachsamkeit und Schlagfertigkeit der im Osten mitten in einer innerlich und äußerlich lebenden Besatzungsarmee gibt der militärischen und politischen Führung die Freiheit des Handelns im Westen.

Darum muß sich der Soldat der Besatzungsarmee im Osten zurückhaltend dem fremden Volkstum — nicht zuletzt seinem weiblichen Teil — gegenüber zeigen, dabei aber korrekt, aufständig, ehrlich auch im geschäftlichen Verkehr, ehrenhaft und mit einer auch im äußeren Auftreten, im Umgang und in der Haltung tadellosen und strengen Disziplin. Das erfordert gerade gereifte Männer und es gehört dazu, daß jeder einzelne trotz aller Belastungen der Nerven und der Seele lässlich den inneren Schweinehund in sich niederkämpft, sein Herz fest in die Hand nimmt und alle Vernunft und Ehrlichkeit, unter Hintanstellung aller persönlichen Wünsche zur Geltung bringt in der Erkenntnis, daß auch er hier im Osten an der Stelle notwendig ist, wohin der Befehl ihn gestellt hat.

Ein so auftretendes Heer im Osten wird sich und seinem Volk im fremden Lande die Achtung sichern, die die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung gewährleistet und damit der Führung die Freiheit gibt, die Entscheidung dort herbeizuführen, wo sie fallen muß. Rs.

Die Umsiedlung der Volksdeutschen

Am 6. Oktober gab der Führer in der Reichstagsführung seinen großen Umsiedlungsplan für die Reichs- und Volksdeutschen außerhalb der Grenzen Großdeutschlands kund. Der ganze Osten und Südosten Europas — so führte Adolf Hitler an jenem geschichtlichen 6. Oktober aus — sei zum Teil mit nicht haltbaren Splittern des deutschen Volkstums gefüllt. Gerade in ihnen liege ein Grund und eine Ursache fortgesetzter zwischenstaatlicher Störungen. Im Geist der Nationalitätsprinzipien und des Volkengedenkens sei es abzuwägen zu glauben, daß man diese Angehörigen eines hochwertigen Volkes ohne weiteres assimilieren könnte. Es geböre daher zu den Aufgaben einer weitsehenden Ordnung des europäischen Lebens, hier Umsiedlungen vorzunehmen, um auf diese Weise wenigstens einen Teil des europäischen Konfliktstoffes zu beseitigen.

Die Welt dachte auf, als sie den Plan von weltgeschichtlicher und kulturpolitischer Bedeutung hörte. Dem Wort sollte die Tat schneller folgen, als man es hätte gehofft. Schon am 10. Oktober wurde gemeldet, daß die ersten Verhandlungen der deutschen Reichsregierung mit der estnischen und lettischen Regierung über Umsiedlungen im Ostraum stattgefunden hätten. Jetzt nach etwa sieben Wochen haben rund 15 000 Reichs- und Volksdeutsche aus Estland eine neue Heimat am Ostküsten Lettlands wiedergewonnen. 13 000 bis 15 000 deutsche Brüder und Schwestern sind von der 65 000 Baltendeutschen aus Lettland gleichfalls in die neue deutsche Heimat umgesiedelt, und wenn diese Leistungen in die Hände der Leiter kommen, dann werden es vielleicht schon 25 000 oder gar 30 000 sein, die wieder heimgefunden haben.

700 Jahre wertvolle Kulturarbeit im Baltikum

Im Jahre 1201 gründet der deutsche Bischof Albert von Bremen an der Mündung der Düna die Stadt Riga. Nach einem Jahr rief er die inländischen Schwertbrüderorden ins Leben, der sich 1237 dem Deutschen Ritterorden anschloß. Die Volksdeutschen in Estland und Lettland sind Nachkommen jener Ordensritter, Schwertbrüder und hausfestsitzenden Kaufleute, die den Osten kolonisierten. 700 Jahre haben sie die vom Orden begonnene deutsche Kulturarbeit fortgeführt und ihre Deutschheit gegen Letten, Esten, Schweden, Polen und Russen behauptet.

400 Jahre war den Baltendeutschen ein staatliches Eigenleben verweigert worden, die letzten 300 Jahre mußten sie unter fremder Herrschaft leben. Sie blieben jedoch unter polnischer, schwedischer oder russischer Herrschaft die Herren im Lande und setzten selbst bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts die Geschicke ihrer Heimat. Das baltische Deutschertum kann auf eine solche Vergangenheit zurückblicken, die reich an großen schöpferischen Leistungen deutscher Kolonisation und Kultur ist. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die deutsche Universitätsstadt in Dorpat.

Die rassistische Agrarrevolution in den nach dem Weltkriege entstandenen Staaten zerbrach den Baltendeutschen das wirtschaftliche Rückgrat; sie hatten keine rechte Entwicklungsmöglichkeit mehr. Die deutschen Großgrundbesitzer behielten nur kleine Restgüter. Schon damals wanderten weit über 100 000 Volksdeutsche aus dem Ostraum zurück ins Reich. Sie kamen als Flüchtlinge aus der alten Heimat, in der sie enterbt und beschlagnahmt worden waren. 1897 wurden im Gebiet des heutigen Lettlands noch über 120 000 Baltendeutsche gezählt; 1935 waren es nur noch 62 000. In Estland war die Zahl der Volksdeutschen von 34 000 auf 17 000 zurückgegangen.



Napoleonkieser bei Pr. Eylau

Foto Krauskopf

Das Großdeutsche Reich von heute befinnt sich aber auch der noch dort verbliebenen Deutschen und ruff sie aus eigenem Antriebe zurück. Dieses Umsiedlungsprogramm widerlegt die Behauptung der Gegner, Deutschland wolle die deutschen Volkgruppen, die in vielen Ländern des europäischen Ostens seit alterseher wohnen, für imperialistische Zwecke mißbrauchen und mit ihrer Hilfe Interzessionsmöglichkeiten schaffen. Vielmehr zeigt sich hier der Wille zur Selbstbeschränkung.

Zu den genannten Gründen, die den Führer veranlaßten, die Umsiedlung vorzunehmen, kam hinzu, daß in den wiedergewonnenen deutschen Ostgebieten unendlich Menschen gebraucht werden, die hier wieder deutsche Ordnung einführen. Über eine Million Deutsche sind aus den Provinzen Westpreußen und Polen unter polnischer Gewalt herrschaft ausgesiedelt worden; jetzt werden unsere Rückwanderer wieder die einstigen deutschen Aufbauesen sein, nachdem sie sich im alten deutschen Siedlungsraum seit vielen Generationen schon einmal bewährt haben.

In den baltischen Staaten setzte sofort eine Massenbewegung ein. Die Volksgemeinschaften in den einzelnen Ländern hatten eine neue nationale Organisationsarbeit zu leisten. Der Präsident der Deutschen Volksgemeinschaft in Lettland, Alfred Antelmann, sprach in jenen Tagen in einem Vortrag in dem er den Zweck und die Bedeutung der schon eingeleiteten Umsiedlung erörterte: „Aber nicht, was es heißt, von einer dreizehntausendjährigen währenden deutschen Aufbauarbeit in diesem Lande Abschied zu nehmen. Aber unsere Arbeit wird in stolzer Erwartung dem neuen geschichtlichen Auftrag zugewandt und wir wollen und der großen Stunde gewachsen sein.“

Schneller Abschluß der Umsiedlungsverträge

Am 15. Oktober wurde der deutsch-estnische Umsiedlungsvertrag in Reval unterzeichnet. Darin ist genau festgelegt, wem es freigestellt ist, für Deutschland zu optieren. Es wurde festgelegt, was an Gut und Gut mitgenommen werden darf. Eine deutsche Treuhändergesellschaft wurde ins Leben gerufen, die das zurückgelassene Vermögen verwaltet und die erforderlichen Liquidationen durchführt. Am 30. Oktober wurden auch die Umsiedlungsverträge zwischen Deutschland und Lettland unterzeichnet. Danach kann jeder Volksgenosse bis zum 15. Dezember 1939 umsiedeln oder für Lettland optieren. Allein in Riga lebten 45 000 Deutsche, die 10 000 Wohnungen inne hatten. 946 deutsche Unternehmer lebten in dieser Stadt. Welt über 3500 Bäcker und Grundbesitzer waren hier ihr Eigentum. Welsfamilien, hochkultivierte Bergarbeiter, Kaufleute, Handwerker, Beamte, Angestellte, Bauherren, Metzger, Weber, Apotheker, Ärzte usw. bereiteten sich zu dem großen Aufbruch vor. In Riga war es schließlich schwierig, noch einen Metzler zu bekommen.

Inzwischen hatte man gleichfalls fieberhaft gearbeitet, die neue Heimat der Baltendeutschen würdig vorzubereiten. Der frühere beschauliche Ausflugsort Ahrensborn zwischen Joppo und Gotschenhofen sollte unter der polnischen Herrschaft eine großartige Villenstadt werden, in der hauptsächlich reiche Juden wohnten. Die neuen germanischen Häuser fanden jetzt zum größten Teil leer und waren verwahrloht. Ahrensborn wurde billig geräumt und soll nun wieder ein deutsches Gehob werden. Deutsche Geschäftlichkeit schuf hier erst einmal deutsche Ordnung und Sauberkeit. Auch in Gotschenhofen, dem früheren Gdingen, wurden Wohnungen für die Baltendeutschen vorbereitet.

Am 17. Oktober, elf Tage nach der Ankündigung des Umsiedlungsprogrammes, lief im Danziger Hafen der erste Dampfer mit Rückwanderern aus Estland ein. In der Sperrhalle wurden die Rückwanderer herzlich begrüßt und verpflegt. NSDAP-Schwester vom Roten Kreuz und der BDM bemühten sich um Mütter und Kinder. Dann wurden



Oberland-See

Foto Krauskopf



Pillauer Leuchtturm

Foto Krauskopf

die Baltendeutschen in die festlich geschmückten Säuler geleitet. Am 20. Oktober traf der Dampfer „Ulandshörn“ mit 464 weiteren deutschen Wälderern aus Estland ein. Es verläuft seitdem kaum ein Tag, an dem nicht neue Transporte in der Donziger Bucht ankommen. Besonders stark hat nun auch die Ausreise aus Lettland eingeleitet. Neben den großen Holz-Schiffen stehen Sonberglage- und Autobusse bereit, die Wälderer zu befördern. In der ersten Novemberwoche haben täglich durchschnittlich 4000 Baltendeutsche Lettland verlassen. Außer den Passagierdampfern mußte noch eine Reihe von Fracht-dampfern für den Transport des Gepäcks und der Möbel eingeleitet werden.

Am 14. November wurde aus Polen gemeldet, daß dort mehrere Transporte mit Wälderern aus Estland und Lettland eingetroffen sind, die im Vorzuge angehebelt werden. Die Baltendeutschen wurden zunächst in Sammellagern in Polen untergebracht, wo sie von Stammführern und Ordensjungfern der Ordensburg Gröfinsee betreut wurden. Dann erfolgte die Verteilung auf die Siedlungsgebiete. 33 Familien wurden im Kreise Schubin südlich von Bromberg angesiedelt. Ein weiterer Transport kam nach Jasin. 60 baltendeutsche Studenten und Studentinnen aus Göttingen, Albersdorf und Joppel sind nach Polen gekommen, wo sie am 1. Dezember die dort eröffnete neue Hochschule beziehen werden. Im letzten Weidenschaftsjahr lief man lange Spalten mit der Ueberschrift „Aus dem lettischen Staatsverband entlassen“ . . . Der lettische Landwirtschaftsminister hat erklärt, daß diese Auswanderung eine schwere Prüfung für Lettlands Wirtschaft sei. Er plane die Einführung eines allgemeinen Weidensbesitzes, um die Wälder zu festigen, die durch den Auszug der Baltendeutschen in der Wirtschaft entfallen sind. Der baltische Stamm stand in Gefahr, zu verdorren, weil seine Existenzmöglichkeit vernichtet war. Jetzt wird er in der alten Stammesheimat wieder neue Wurzeln schlagen und neue reiche Frucht bringen.

Friz Tempé.

Unsere Feuertraue

Nebem von uns Soldaten bleibt das erste Gesicht seines Lebens für immer unvergessen. Das zum ersten Male lebte Verwundeten und Geiseln der feindlichen Granaten, das Krachen der ersten Einschläge bei uns, das Blitzen der feindlichen Infanterietorpedos, die ersten Kameraden, die beim Sprung hinstürzten, um nicht mehr aufzuleben, all diese neuen Eindrücke haben sich so fest in unser noch unbeschwertes Gedächtnis eingeprägt, daß dagegen in der Erinnerung alle anderen Erlebnisse des Krieges verblassen, mögen sie auch vielfach größer und gewaltiger gewesen sein.

In den nachfolgenden Zeilen sollen drei Kameraden zu Wort kommen, die, jeder auf seine Art, ihre ersten Eindrücke im Feldzuge gegen Polen schildern, — ihre Feuertraue.

I.

Wir befinden uns an der ostpreussisch-polnischen Grenze. Schon seit einigen Tagen. Irgenbwo.

Dieses Irgenbwo war auf allen Karten genau bezeichnet, es hatte einen Namen und war jetzt unsere Heimat. Wenn gesagt war es ein Waldstück, nicht sehr groß, auch nicht sehr dicht, aber es bot Schutz gegen Fliegerhölzer. Hier lebten wir, hier lagen wir in unseren Zelten und warteten.

Draußen regnete es unaufhörlich; dieser Regen tröpfelte von den Blättern herab, rieselte auf den Feldbahnen herunter und besiedelte allmählich. Es war, als ob der Himmel weinte; er weinte ob der Unvernunft der durch die Engländer angeführten Polen, die gar keinen

Verstand mehr annehmen, sondern immer offensichtlich gegen das eherne, starke deutsche Reich anrennen wollten.

Gegen Abend kam Leben in die Kolonnen, in die Kompanien. Eine größere Gefechtsfähigkeit allenthalben war zu bemerken. Weibsfahrer kamen und gingen. Sie brachten wohl sehr wichtige Meldungen, denn man sah darauf die Offiziere zusammenkommen, ernst und doch zwerf-sichtlich; sie erörterten wichtige Dinge.

Dann wurde die Kompanie zusammengeworfen und erhielt vom Kompaniechef die näheren Weisungen: Polen mußten den Krieg und daher würden wir marschieren! Ein braufendes Hurra war unsere Antwort. Die Polen sollten unsere Häute und unsere Waffen zu spüren bekommen.

„ . . . denn morgen marschieren wir in Feindesland!“

Der Regen hatte aufgehört, als wir den Weg an die Grenze antraten. Dafür stand der Mond in seiner vollen Klarheit am Himmel und leuchtete uns auf unserem Marsche; es war, als wollte uns der Himmel Vertrauen und Zuversicht zu unserem Werk zusprechen. In uns aber jubelte es: „Wo Infanteristen stehen am Waldesrand, da ist der Sieg der Polen nur ein Traum!“

In der Frühe des 1. September begann der Vormarsch ins polnische Land. Unser erster Erfolg aber traf uns gerade, denn die polnischen Truppen hatten sich in die angebaute Stellung von Malowa zurückgezogen. Nachdem die nötigen Erkundungen über diese Stellung durch Flieger- und Erdaufklärung eingezogen worden waren, konnte der Sturm beginnen.

Es war an einem Sonntag, in spätsommerlicher Fracht strahlte die Sonne vom Himmel und tauchte das Land in ihren goldenen Schein. Unmäßig warm war es, aber bildeten wir uns das nur ein, innerlich erregt über das bevorstehende? Ich weiß es nicht mehr genau; glaube aber, beides trifft zu.

Gegen Mittag traten wir den Marsch in unsere Sturmangangsstellung an. Es war der Marsch einer jungen, kraftstrotzenden und siegesbewußten Truppe. Dort knallten die Stiefel auf dem Boden, fester packten die Hände die Gewehre und freudig und siegesfroh leuchteten die Augen. Dazu lachte die Sonne strahlend vom Himmel. Welch ein Bild militärischer Kraft und Stärke!

Unsere Ausgangsstellung lag in einem Walde. Die Kompanie entwickelte sich und wir gruben uns ein. Hin und wieder knallte es auch, nun wußten wir, die „Front“ hatte uns gepackt. Nun hieß es für uns, das früher Gelehrte sorgfältig und richtig anwenden, nun kam für uns Junge die Zeit der Beherrschung, wie sie die Alten 1914 bis 1918 tausendmal durchgemacht hatten. Und wir wollten ihnen auf feinen Fall nachsehen!

Der Pole bestreute den Wald mit Artilleriefeuer; wir ließen uns nicht nieder. Zwei MG-Schüben bringen mit ihrem MG in ein lautes entsetzendes Granatrollen. „Wie nett vom Polen, daß er uns die Schützenlinie gräßt“, meint einer von ihnen. Dann unterjachten sie leisenruhig die vorgeführten Granatpflücker. „Bessere Ware hat der Pole nicht?“ Viel Mühe zu solchen Kanfliebhabungen aber verblies uns nicht; denn bald hieß es: „Kompanie A. auf! Marsch! Bis zum Waldrand vorgehen!“

Dort angekommen, hatten wir noch eine Weile Zeit zum Verfrachten, bevor der Angriff aus dem Walde heraus vorgetragen wurde. Das mußte dann möglichst schnell geschehen, denn so ein Waldrand ist immer ein besonderes Glück der Artillerie. Wir merkten es auch sofort. Wäplich ein Pfeifen in der Luft: sst . . . wumm . . . Krach und eine riesige Rauch- und Staubwolke zeigte die Stelle an, wo die Granate eingeschlagen hatte. Und weiter ging das Konzert: sst . . . wumm . . .



Schwarzort

Foto Krauskopf

Hilt ... wuum ... fift ... wuum ... !

Doch auch auf unserer Seite war die Artillerie nicht faul und antwortete fröhlich; vor allem die Infanterieschüsse in unserer Nähe. Unsere guten Wünsche begleiteten die Granate!

Allmählich gewöhnten sich unsere ungeliebten Ohren an diese eberne Sprache. Wir vermochten bald die Einzelzüge beim Rollen von den Abschlüssen seiner eigenen Artillerie zu unterscheiden. Nicht lange, und der erste Schandtag auf diesem Gebiet ließ sich vernehmen: „Brüme, die hat gefessen“, was alle mit freudigen Mißsprüchen quittierten. „Ammer knallt den Polen ein auf's Zehner!“ „Aber laßt uns auch ja immer so tan abria!“ Wieder knaut eine Granate aber unsere Köpfe hinweg feindwärts. „Was's ant!“ laut jemand.

Dann erreicht auch uns der Besch: Ganze Gruppe S. Sprung auf! Marsch, marsch!“ und in vollem Lauf erreichen wir einen Berggraben weit vor dem Walde. Hier umfängt uns noch eine andere Tonart des Geschos. Unausföhrlich fängt es: hst ... hst ... hst ... hst ... Infanterieschüsse in unmaßlicher Menge schwärmen aber unsere Köpfe dahin. Ammer wieder fängt es: hst ... hst ... Wir haben keine Zeit, uns daran zu gewöhnen, denn wir liegen im toten Winkel, wo uns die Geschosse nicht erreichen können. Und unausföhrlich es: hst ... hst ... hst ... , daswischen die Artillerie: fift ... wuum; fift ... wuum ...

Ein neuer Besch kommt zu uns: „In einem geschlossenen Sprünge die vor uns liegende Mulde erreichen!“ „Sprung aus — marsch — marsch!“ Schon sprang der erste auf, der zweite folgte, und nun füllte sich jeder als Mitglied in dieser grauen Kette, einer wurde von der Einzelbereitschaft des anderen getragen und mitgetragen. „Einer für alle, alle für einen!“ So ging es im Marsch-marsch über den Berggraben in den rotenen Kugelregen hinein. Mählich fällt der erste, von einer feindlichen Kugel getroffen. Aber wir müssen weiter! Wir rennen den Hund hinunter, dem Feinde entgegen!

Und weiter wird der Angriff vorgetragen, einzeln und Sprungweise. Bald können wir die Stellung der Polen ausmachen und unter Feuer nehmen. Taf, taf, taf, das hört man das erste Maschinengewehr auch schon los; peng und peng und peng folgen die Geschoschüsse. Welch ein beruhigendes Gefühl ist es, wenn man das Gemehr einzieht, um nun mit Sorgfalt das Gelernte anzuwenden! „Ruhig atmen, Druckpunkt nehmen und weiter durchstrümmen!“ So knallt es unausföhrlich peng, peng; taf, taf, taf, taf!

Unwissenlich ist es Abend geworden, es beginnt zu dunkeln. In einigen Stellen springt roter Feuerstein auf, es brennen einige Geföfse, die von den Polen beschert worden und von uns in Brand geschossen wurden. Der Rauch treibt in Schwaden über das Kampffeld. Er heißt in Augen und Nase. Dann wird es etwas ruhiger auf dem Schlachtfeld. Die Nacht verbindet einen weiteren Angriff. Ganz oben hört der Kampfplatz nicht auf. Es hört r u s werden voranschickt, um Stellung und Stärke des Feindes zu erkunden. Die Sanitäter holen die Verwundenen, verbinden sie und bringen sie nach hinten.

Im frühen Morgenrauschen wird der Angriff fortgesetzt. Die polnische Artillerie schickt wieder heftig, daswischen knattert die MG's. Die Antwort unserer schweren Waffen bleibt nicht aus und in ihrem Schutze geht unser Angriff weiter. Flüssig! — — — schweigert der Pole. Wir haben schnell nach, aber die Gräben und Wunter sind leer. Er hat still und feige, dafür um so schneller, seine Stellung geräumt!

Wir stoßen schnell nach und stellen ihn drei Tage später vor Putzst.

Mawa aber werden wir immer im Gedächtnis behalten als den Ort, an dem wir unsere Feuerwaffe erhielten!

Unteroffizier Otto Krid.

II.

Es ist 16 Uhr, an einem Frühherbstnachmittag, wie ihn der Herrgott schenkt, um dem Menschen Freude zu bereiten. Sonnenklar und durchsichtig ist die Luft, ein Himmel liegt über den Feldern. Lange, silbrige Räden — Altweibersommer — ziehen langsam durch den Aether. In das volle, lichte Grün der Laubbäume mischt sich hier und da das gelblich absterbende Laub der Birken. — In der Schattenseite eines Stachelbundes, eng an die Mauer gedrückt, steht eine Gruppe Soldaten. Offiziere sind dabei, Welter mit Fahrbären, ein Scherenfernertr.

Fast und durchdringend schauen alle nach Westen, dorthin, wo die Sonne groß und voll am wolkenfreien Himmel steht und die Hand zum Westhant über die Augen winigt.

Verworenen Kampflärm trägt der Wind bisweilen aus jener Richtung herüber. Geschoschüsse, abgedammtes Maschinengewehrknattern, hier und da Dauerfeuer und Artillerieeinschläge, etwas links dorwärts der Wilschichtung ein brennendes Dorf. Wüstla geht bis schwarz breitet sich der Rauch über dem ausgedehnten Flammenmeer und verlicht der Sonne die Herrschaft freitlich zu machen.

Manchmal heult es gefährlich von Westen heran, kurzest über die sich dackenden Köpfe hinweg und laut tragend frachend in das friedliche Landschaftsbild. Eine Lefande laut steht dort eine schwarze Säule in der Luft, fällt in sich zusammen, und nachdem sich der Dampf

vergogen hat, ist ein kleiner Trichter im Boden zurückgeblieben. Das sind die Feiertabengröße von drüben. — Ran Bed verhiest seine letzten Granaten, um unsern Angriffsgait zu stoppen.

Ueberall, um ein Baum, ein Strauch oder Haus Schutz gegen Feindbitt, stauen sich kleine Gruppen von Soldaten. Zur rechten Hand schieben sich entwidmete Schützen- und MG-Trupps gegen ein ausgebeutetes Kartoffelfeld vor. Sie haben das Seitengewehr aufgeschlagen. Handgranaten hängen am Doppel, der Rinnieren am Stahlhelm ist fest angezogen. Welter hasten hin und her, Befehle werden gedrückt burdgerufen. — Ein Watoillon stellt sich zum Angriff bereit. Es gilt Granaten, der alten Weidlofshung.

Dester wird hier und da nach der Uhr gesehen. Angriffsbegait ist um 16.45 Uhr befohlen. Je näher der Feiger diesem Zeitpunkt rückt, je jünger prägen sich Entschlossenheit und der Wille zur Tat in diesen jungen Gesichtern aus, deren Träger sich größtenteils heute erstmals mit dem bewaffneten, abwehrbereiten Gegner messen werden. Sie tragen den Willen zum Sieg in ihren Zügen. Fast unmerklich die Hand den kalten Stahl der Waffe, ein aufkommendes Gefühl der Unruhe mit Gewalt unterdrückt. Und dann liegt der innere Schweinehund am Boden, jertreten vor einer aufstrebenden Weigerung. Das ist, als die ersten Panzerkampfwagen aus die entwidmeten Schützenlinien hinaus ins Vorfeld rollen, als eigene Batterien mit donnerndem Krachen der MG'schüsse ein Dreifachstern erster Güte einleiten und die ersten „Kiffieren“ mit liechelndem Zwitschern über uns hinwegbraunen. Da reißt es drüben beim Panje den Boden auf, einen Eisenhagel nach allen Seiten sträubend. Da stellen die Schnellfeuerkanonen der Panzer.

In die harten Gruppen kommt plötzlich Bewegung. Infanterie greift an. Präzise in den Entwicklungsformen, weit und tief geliebert trägt sie ihren Angriff gegen den Feind.

Ich gebe mit dem Watoillons-Stab mit und kann mich nicht festsetzen an dem erareisenden Bild. „Wie zu einer Befichtigung“, fällt mir der Vergleich ein. Denn hat der Gegner den aus der Tiefe geführten Stoß erkannt und sich eingedockt. Sein Abwehrfeuer zwingt vorübergehend zur Deckung und zum Einleihen der eigenen Feuerkraft. Das Geschützbild erhält ein völlig verändertes Aussehen. Der große Rahmen löst sich um Klein Kampf in seine einzelnen Teile auf. Hier strömen einzelne Schützen in Längen, laenden Sähen vor, dort unterkriecht eine ganze Gruppe das feindliche Feuer in der Richtung nach vorn. Der Einzelkämpfer schließt sich aus der Waffe heraus, die Kameraden im Schwung der eigenen Tatkraft mitretzend. Nur ein Gebraue fällt in allen Hirnen: Nicht liegen bleiben, ran an den Feind!

Wir fliehen am Hinterhand eines kleinen Häckels in einem Kartoffelfeld, las zu Boden gerissen durch heulend einschlagende Artilleriegeschosse. Einschlag auf Einschlag erschüttert die Erde. Die feindliche Brut stellt es das feuchte Erdrich aprecht, liegen wir im Eisenhael eines Artilleriefeuerüberfalls. In unmaßlicher Wut krallen sich die Finger in den Boden.

Da sehe ich einen vor mir stehen, aufrecht und unbefürmert um die einschlagenden Granaten weißt seine Hand nach vorne. „Angreife!“ Dieses ein Wort überbottt allen Vorn. Dann geht er unberrt vorweg, mein Kommandeur, einer von 191!

Da folgt mich ein Gefühl der Vegetierung. Ich springe auf und sehe, wie es links und rechts vor mir die Kameraden mitritt.

Ich trage ein großes Erlebnis mit mir, fehe nur immer tiefen Mann vor mir, der uns so unberechtiglich in dieser schweren Stunde den Weg deutlichen Heldentums geotefien.

So trugen wir den Angriff an den Feind, wachen ihn aus seiner Stellung und naßmen Granaten. **Feldwebel Marinoni**



Schwere Zugmaschine bringt Geschütz in Stellung Foto Raschell

Die erste Feuerstellung vor dem Feind. Das erste Gekulen der Granaten.

Nun war aus Uebung Krieg geworden. Noch war alles so selbstverständlich wie im Frieden, noch schienen die Feuerkommandos, die den Droß entlang schwirten, nichts Ungewöhnliches zu bedeuten. Hier wurden die Kommandos wiederholt, dort wurde die Entfernung in Strichmaß umgewandelt, dort verrichteten Kanoniere und Geschützführer ihre gewohnten Tätigkeiten.

Und doch, irgendwie war alles anders, unbewußt sah das innere Auge Granaten, die freizierten und Menichen, Widerstand brachten, sah Kameraden der Infanterie bereit, auf ein Zeichen von der vordersten Linie aus gegen den Feind zu rennen, um ihn zu schlagen. Und als die ersten feindlichen Granaten mit höhrem Singen herüberkamen und hell und betäubend, Mensch, Pferd und Wagen auseinanderberstigten, und ein unerklärliches Erstaunen aus zur Erde drückte, wußte ein jeder: Jetzt gilt's mir oder die!

Da vorne aber galt es, für die Infanterie den Uebergang über die Eska zu erzwingen, der über eine kleine Brücke führte, die unter feindlichem Artilleriebeschuß lag. Gegenüber lag der Pole auf Höhen, die eine moralischen Stellung glichen und dorthin jagten wir Schuß auf Schuß aus unserer Höhen, bis unsere Infanterie Höhe um Höhe und Stellung um Stellung bezwang.



„Nach vorn!“

Foto Raschell

Schloß Nagenbanken an der Eska. Jenseits des Flusses die erkaufte Höhen. Nicht hinter der Höhe die zweite Feuerstellung. Dämmerung und Nacht. Der Angriff liegt still. Freund und Feind eingegraben, warten der Dinae, die da kommen.

Erste Nacht in Feindstand in Stellung. Brennende Gefühle, rot glüht der Horizont im Flammenschein, hell glühen die Leuchtstrahlen des Himmel und werfen über das Sand fahlen Schein. Es wird zu geräusch das Wundungsfeuer unserer Geschütze die tiefe Dunkelheit. Störungsfeuer!

Als die Hellbüche kommt, die ersten Hochgeschütze klappern, merkt man erst, daß man noch nichts gesehen hat. Aber es will alles noch nicht so recht schmecken. — Man hat das ja alles schon irgendwo einmal gesehen, aber keine Vorstellung beim der Wirklichkeit gerecht zu werden.

Nun liegen wir in unseren Furchen zur Nacht. In den Geschützen steht die Wache, der Fernsprecher vom Dienst an der Leitung, um jederzeit die Befehle der B-Stelle entgegenzunehmen. Der Feind hat Panzer herangezogen, um mit ihnen unsere Linien zu durchbrechen. Und schon kommt der Warnruf: „Panzerdurchbruchgefahr!“ Leuchttagelamp leuchten in der vordersten Linie empor. Da werden die Geschütze zum direkten Beschuß gestellt, die Panzergranaten bereit gelegt und alles farrt in das Dunkel. Werden sie kommen?

Das waren jene Minuten, in dem man sich einer von uns das innerlich befehlen mußte, was man den „inneren Schweinehund“ nennt. Ein Bild aber die Kameraden, ein Bild auf unsere Führer, der für uns alle da stand und wir erkannten jenes Wort, das uns unsere Väter lehrten in ihrem vierzigjährigen Ringen für uns:

„Kameradschaft!“

Und find's nicht die Geschütze, denn find's die Kameraden. Durch aber kommt niemand!

Da vorne aber hielt unsere Infanterie stand. Wir vertrauten auf sie und sie vertraute auf uns.

Wie dann der Morgen kam, lernten wir auch jene Kampfart der Polen kennen, die der Führer in seiner Rede in Danzig mit Absicht

aus sich wies. — Der Krieg der Deduz- und Mannschaften gegen die Nacht. Und dem Turm des Schloßes knatterten MG-Salven eines Franktirens in den Rücken der Feuerstellung. Es dauerte aber nicht lange, da war ein solcher „Salvator“ das Handwerk abgerichtet, hatte er, wie ja viele andere noch, die gerechte Strafe erhalten.

Wir aber wußten, daß es jetzt um alles ging, kämpften und schossen, bis jener Art erlöste, der uns dann folgen sollte bis zum endgültigen Siege: „Stellungswechsel nach vorne!“

Gefreiter Corell.

Wir nehmen den Berg Kamienska

„Die können mich doch alle mal am Abend besuchen! Ich bin auf feinen Fall ein Badesoldat!“ Freund „Jon“ schimpft wie ein Poltrupp und flucht wie ein bayrischer Holzgerichter. Recht hat der Burische eigentlich! Es will nämlich schon etwas heißen, mit zwei vollen Munitionskisten bepackt, mit Gewehr und Laufschütz behängten Kilometer für Kilometer vorzugehen. Außerdem meint's Frau Sonne heute allzu gut mit uns, und der polnische Sand gibt uns den letzten Meß.

Mutig stampfen wir weiter durch den saftigen, feinsörnigen Sand dem Ziel entgegen. Still! Das war doch eine Gewehrflage! Na, die Angelegenheit kann noch weiter werden! Der Reiterpöhrtrupp brecht im Galopp zurück. Wir geben mit unserm K. MG. in Stellung. Pöbllich fallen rechts im Dorf einige Schiffe. Zwei unserer Bente liegen verunndet. Was, das soll eure Art sein, aus dem Winterplatz zu schießen! Als Antwort detoniert auf dem Dach des betreffenden Hauses eine Handgranate, und das Spitterbürtle Stroh fängt laulich Feuer. Im An schlagen hinterher die Flammen ein Himmel.

Wäglich wecht mich die laute Stimme des MG-Gruppenführers aus meinem Badeschädel: „Einferrnung 2500, an den beiden Trochermieten flüchtige Salbaten!“ Schon habe ich mein Gewehr einzog, und die ersten 50 Schuß hallten los. An kurz! Wüßer 3000! Was, die Salve fikt! Gewehr 2 hat Demmung und Radi flucht unbarmerherzig, weil die Polen ihn entwischen.

Der Befehl: „Auf, Marsch!“ treibt uns weiter vor, dem Walde zu. In unserer Stellung löst sich ein Halbtag der MG. S. häuslich wieder und übernimmt die Sicherung. Wir rücken weiter vor, ganz abmunstlos.

St! Bum!!! — Inständig werfe ich mich in eine Ackerfurche. Ein Bild zeigt mir, daß kein Salbat mehr auf der Bildfläche zu sehen ist. Aus den schon halb verbornten Kartoffelständen blinken matt die Rindungen unserer Helme. Etwas weiter links steigen dicke, dunkle Wolken auf. Die Einschlagstellen der ersten feindlichen Granaten.

Nach und nach belebt sich der Acker. Wir sehen uns um, ob einer fehlt. Gott sei Dank! Diesmal hat's keinen erwischt! Kaum hoben wir den ersten Schreck überwand, da erobert schon wieder die Erde. Nicht neben mir hat's diesmal eingeschlagen. Mein Malchinengewehr ist vollkommen verdrückt. Schnell hubbele ich mir ein unfeindbares Schützenloch, und während diese Artillerien ihre „Koffer“ auf Reife schließen, mache ich Wäffeleinigen.

Nun liegen wir hart am Waldestand, vor uns der Kamienska, eine beständige Feindstellung mit den denkbar allmächtigsten Bedingungen. Meine Augen suchen immer wieder den roten polnischen Soldaten, der kurz vor dem Walde liegt, vom K. MG. getroffen. Da hallt's tiefe durch den Wald: „300 Uhr Angriff!“

Eshe wir den Sinn der Worte überhaupt begriffen haben, geht ein schriller Pfiff durch die Luft. Ueberall erheben sich arme Gestalten, bringen vor, werfen sich hin und flüchten wieder. Vor ihnen hallen 1 MG's, weichen Geschütze, die Luft, und weiter hinten erdröhnt dumpf der Abschuß feindlicher Artillerie. Wer uns steigen bald hier, bald dort dunkle Springschranzen empor, die Einschlagstellen unserer Granaten.

Immer weiter drängen wir von der H. vor. Schon haben wir das brennende Dorf am Fuße des Kamienska erreicht, als uns das erste wüthenes 1 MG-Fewer anfällt. Durch meine Kleinzeigelinne erlaube ich ganz links einen massiven Betonbunker, durch dessen Scharte der Feind gerade unsere Flanke bestreift. Ein Dauerfeuer von einiaun hundert Schuß schloß für kurze Zeit Ruhe. — Da stehen aber auch schon wieder aus unmittelbarer Nähe MG-Gewehrflage über unsere Köpfe. Mit dem Malchinengewehr sende ich mehrere Salven auf die Fenster zweier Häuser, die mir verständig erscheinen. Nun haben sich auch schon einige Schützen an diese heranverspicht, so daß ich das Feuer einstellen muß.

Eilig drängen wir bis zur Dorfstraße vor. Hier aber zwingt uns bestiges Granatenfeuer, Halt zu machen. Hinter der Straßenmauer lauern wir uns hin und warten auf ein Abblauen des Feuers.

Ein Bild nach hinten zeigt mir, daß wir nicht allein sind. Unaussehbar drängen sich die Kameraden der Motorcompagnien heran, und links, wo der Betonbunker wieder Tod und Verderben speiert, möchte, geht das Nachbar-Regiment zum Angriff vor.

Nur unbedeutend erkennen wir auf mittlerer Höhe des Berges die aufgeworfene Erde eines Schützengrabens. Darauf haben wir unsere Gewehre eingegriffelt. Und als die Nachbatteruppen mit uns auf gleicher Höhe sind, knattern und ballern unsere Maschinengewehre los. Jetzt knallt's und bröckelt's aber auch auf der ganzen Linie. Unsere Schützentrupps arbeiten sich vor, schneiden einen Durchbruch in die Drahterzweige und hinein in die feindlichen Stellungen. Wir rennen mit. Da erst sehen wir, wie gut der Gegner die Höhe besetzt hat, und wir wundern uns, daß er sie nach dreißigminütigem Kampf preisgab.

Im Schutze der tiefen Gräben bringen wir weiter vor. Ein Eindringen in den Wald ist verboten, da man dort mit Recht Mienen vermutet. So gehen wir nur den Waldrand und bauen die f. M. G.'s zur Verteidigung auf. Überall in den Gräben finden wir weggeworfene Helme, Gasmasken, Gewehre, Munition, Mäntel und Proviant. Das Bild einer verpfosten Schlacht. Aus einem Unterland treten Kameraden eines polnischen Soldaten heraus. Alles drängt sich um ihn. Und als hätte der Feind das bemerkt, folgend landet uns keine Batterie einen höchst unerschütterlichen Feuerzug. Eine Granatwerfergruppe hat's erwidert. Während das eine Pferd ruckelnd am Boden liegt, sieht das andere mit zerstemmtem Oberkörper wild auf, bis ein Pfeilenschuß ihm Erlösung bringt. Wir aber fassen uns in schändlichen Gräben nicht mehr wohl, sondern drängen mehr oder weniger unbedeutend noch rechts weiter vor, stets verlost von den Einschlägen feindlicher Granaten.

Mit der hereinbrechenden Dämmerung flaut das Artilleriefeuer ab, während der Gegner jetzt einzelne f. M. G.'s in langen Feuerzügen sprechen läßt. Aufschneidend hat er sich auf der Nachbatteröhe festgesetzt.

Nach fünfstündigem Hin- und Herrennen findet unsere Gruppe zur Kompagne zurück. Doch am Himmel steht hell und freundlich strahlend der Mond und lächelt, als ob er das Grauen und Schreckliche des heutigen Tages nicht erblickt habe. Wir aber haben uns todbühe in die schon gebuddelten Schützenlöcher und rennen, rennen, bis die Feldstücke uns Erfrischung und Stärkung bringt. Im Schutze der Nacht haben wir uns auf dem nächsten zur Verteidigung eingerichtet. Hin und wieder erdröhnt der Berg, wenn unter schwerer Mörser eine verderbliche Granate ins Feindesland schleudert. Gelanzt horcht ein jeder auf seinen Posten aus, bis mit dem Morgengrauen der Befehl zum Abdrücken kommt. —

Ein herrlicher Sonntagmorgen, noch ganz mit sommerlicher Fracht geschmückt! Vor dem ersten Schützengraben am Fuße des Berges hat sich unser Bataillon gesammelt. Viele plaudern sitzen wir in Gruppen beisammen, besprechen die Ereignisse des verangenehten Tages und hören mit erstaunten Augen, daß der und jener gefallen oder verwundet ist. Und während wir in Gedanken außer Willkürspärrer die toten Kameraden begraben — sei's Freund oder Feind — brant über uns hinweg eine Staffelfchwärmer Bomber. Mit leuchtenden Augen

schauen wir zur jüngsten Waise des Großdeutschen Reiches empor, in dem Herzen ahnen wir die Größe unseres Volkes, die Macht unseres Vaterlandes. In dieser Stunde empfinden wir es aufs neue, mit wie heißer Liebe wir an diesem Herdank hängen und wir wissen, daß wir es bis zum Letzten mit unserem Kampfblut schützen werden.

Schätze Hammacher, 11. Kompagne.

Gebirgsjäger bei Fliegern zu Besuch

Siebenhundert Kilometer sind sie marschiert, haben gekämpft, haben Entfernungen getragen und sind dennoch stolz und zu einem Teut mit dem E. K. geschmückt zurückgekehrt. Sie waren in den Karpaten eingesetzt und haben dann den Sieg davon getragen bis Lemburg die Gebirgsjäger. Was sind das für stämmige und fehmige Kerls, marfante Gesichter mit offenen Augen, alle Menschen, die in den Bergen groß geworden sind und sich der Heimat verbunden fühlen. Nun sind sie in den Weiten gekommen. Viele von ihnen haben den Rhein zum erstenmal gesehen und sind begeistert, auch den Rheinländer und vor allem das viel besungene rheinische Mädchen kennen zu lernen. Wir mißbillig bringt man sie dazu, daß sie etwas von ihren Taten erzählen. Es sind Männer, und ihnen liegt nicht das laute „Selbstamt“, sie haben sich im Kampfe bewährt, und das ist für sie alles.

Alleid begnügen wir einer Gruppe von ihnen, als sie die Kameraden der Luft besuchten. Es war auf einem Hügel, wo ihnen ein Fliegeroffizier seine Maschine erklärte. Was wollten sie nicht alles wissen! Sie lauschten dem Vortrag, haben sich jedes einzelne Instrument an und konnten nicht genug davon fragen! Das Schicksal für sie war, als sie sich in die Maschine setzen durften. Am liebsten würden sie gleich hin absteigen, hätten das gesehen und wären davon begeistert. Ja, wenn das so einfach wäre! Aber dann erzählte einer uns, daß er bereits um seine Vergebung um Fliegertruppe eingekommen sei, Gebirgsjäger und Flieger seien doch eng verbunden, der feste Stamm mit der Gefahr, der Einlös in den hohen Aufzügen. . . Nun, über das Geschick konnten wir ja leider nicht entscheiden, aber wir ginnen es ihm, daß es bewilligt wird.

Einige Tage waren die Gebirgsjäger infolge ihrer vorkhen Vordringens von der Zufuhr abgeschnitten, auch hier bewährten sich die Kameraden der Luft. Ganze Verbände schwerer Maschinen brachten Tag für Tag Nahrungsmittel und Munition. Auch im hinteren Polen waren sie nicht allein, und was den ganzen polnischen Feldzug ausgezeichnet hat, bewachte sich auch hier: die enge Zusammenarbeit der Kameraden auf dem Boden mit den Kameraden der Luft, die das erstaunlich schnelle Vordringen und den vollkommenen Sieg ermöglicht hat.

Zeitgeschehen

Wehrgeschehen

- 13. 11. 39 Trotz ungunstiger Wetterlage unternahm ein deutscher Kampffliegerverband einen Anmarschflug gegen die Sektland-Inseln. Zwei Flugboote wurden zerstört. Ein verunfallter Zerstörer gegen einen englischen Kreuzer konnte mit Sicherheit nicht beobachtet werden. Die eigenen Flugzeuge kehrten sämtlich wieder wohlbehalten zurück.
- 15. 11. 39 Die englische Abmilitarität gibt den Verlust eines Führers bekannt, der auf eine deutsche Mine aufgefunden sei. Der englische Frachtbomber „Watra“ (8600 Tonnen), wurde durch eine Explosion vernichtet. Einis unserer U-Boote hat in den letzten Tagen 26 000 Tonnen versenkt und eine Beise eingebracht.
- 18. 11. 39 Der Verlust dreier britischer Flugzeuge, Wilhelmshaven anzugreifen, wurde durch rechtzeitige Abwehr vereitelt. Bomben wurden nicht abgeworfen. — Eigene Flugzeuge flüchten über dem gesamten französischen Raum auf.
- 20. 11. 39 Die deutsche Luftwaffe setzte ihre Aufklärung gegen die feindlichen Staaten fort. In England wurden Scapa Flow, Schottland und Südensland, in Frankreich der Raum nördlich Paris aufgefährt.
- 23. 11. 39 Der Führer und Oberleutnantführer der Wehrmacht versammelte heute, wie im Vorjahr, die Wehrmacht der Wehrmacht in der neuen Wehrhofanlage. Unter anderem gab der Führer unter Auswertung der Kampferfahrungen im Osten, Richtlinien für die zukünftige Kriegsführung. Verleihen das Schutzwaffenzeichens am besonders um den Weltwall verdienten Persönlichkeiten.
- 24. 11. 39 Englischer 10 000-Tonnen-Kreuzer „Delfah“ im Firth of Forth torpediert. U-Boot unverletzt zurückgekehrt.

Weltgeschehen

- 13. 11. 39 Antifemistische Kundgebungen in London. Zahlreiche Zerstörungen geträumert. — Pariser Bevölkerung zweimal im Aufschußgeleht.
- 14. 11. 39 Einmarsch der Somjet-Truppen in Litauen zur Übernahme der vereinbarten Stützpunkte. — Churchill proklamiert den Krieg bis zum äußersten. Beschluß mit als Summen. — Dargensant in Transdubli-Moroffs.
- 16. 11. 39 Warschauer Dokumente beweisen, daß England bereits im Ansatze die Wladode vorbereitet. — Polizeiwachen vor Londoner Judenbänken.
- 17. 11. 39 Deutsches Stapelschiff vor Ost-Afrika. — Britischer Landdampfer wird versenkt. — Indisches Ultimatum an London. — Fliegeralarm in vielen Städten Frankreichs.
- 18. 11. 39 Rumanische Polizei mit Ruds-Einatz vor der Aut seiner Volksgenossen schützen. — Scharfe englische Kritik an Churchill.
- 19. 11. 39 Holländischer Dampfer „Simon Bolivar“ sinkt durch englische Minen. Viele Vermisste und Verletzte. — Deutsche Luftaufklärung über dem Mittelmeer. Fliegeralarm bis Marseille und Algionan.
- 21. 11. 39 Ansturz der Gajivi im Norden von Britisch-Indien gegen England.
- 23. 11. 39 Chamberlains Ausfahr-Wladode gegen Deutschland erregt Proteststurm im neutralen Ausland. — Holland stellt gegen Minenfahrer seinen Schiffsbereiter ein. — Anregung im englischen Unterhaus, deutsche Flugzeuge als Geiseln auf englische Schiffe zu setzen.

Innere Front

11. 11. 39 Standrechtliche Erschießung des früheren Stadtpräsidenten von Bromberg, Barckjewski, wegen Mitschuld am Bromberger Mord und Raub des Stabvermögens.
12. 11. 39 Eisenbahnunglück in Obereschleben.
13. 11. 39 Einführung der Reichsfeuertorte. — Direkte D-Zugverbindung Berlin—Warschau.
15. 11. 39 Erster Opferanlass des Kriegs-Winter-Hilfswerks brachte 11 203 971,06 RM. — Eröffnung der Kleinbahnstrecke Friedrichshof, Kreis Ortelshurg—Mielichnig.

Aus dem Leben der Heimat

Ferntrauung für im Felde lebende Wehrmachtangehörige

Im Kriege oder während einer kriegerischen Bewildung hat der im Felde lebende Mann häufig nicht die Möglichkeit, vor einem Standesbeamten zu erscheinen; manchmal wird er auch vor dem Eintrücken ins Feld diese Möglichkeit nicht gehabt haben. Diese Tatsachen sind in Kauf zu nehmen, würde bedeuten, sich mit einer großen Härte abzufinden, die vor allem dem Soldaten schwer treffen würde, der die Ehe-schließung für die nächste Zukunft in Aussicht genommen hatte, oder der mit seiner Braut schon ein gemeinsames Kind hat oder ein solches von ihr erwartet.

Der Mann wird den berechtigten und berechtigten Wunsch haben, daß ihm, falls er auf dem Felde der Ehre sein Leben fallen läßt, vorher wenigstens die Gründung einer Familie gestattet wird. Er weiß die wirtschaftliche Zukunft seiner Braut dann gesichert. Und wenn er schon ein Kind haben sollte, so hat er im Leben und, wenn er fallen sollte, auch im Sterben das Bewußtsein, daß dieses Kind als sein eheliches Kind für das Fortleben seines Geschlechtes sorgen wird.

Durch die Personenstandsverordnung der Wehrmacht vom 7. November 1939 wird die Beurkundung des Personenstandes von Angehörigen der Wehrmacht dahin geregelt, daß eine Ehe-schließung zugelassen wird, ohne daß der Mann vor dem Standesbeamten zu erscheinen braucht. Er kann die Ehe seinen Willen, die Ehe einzugehen, vor seinem Bataillonsoffizier erklären, während die Frau demnach vor dem Standesbeamten ihre Ehe-schließungserklärung abgeben hat. An Stelle des Bataillonsoffiziers tritt bei Wehrmachtangehörigen, die zu einer Behörde gehören der Kommandeur oder Vorstand der Behörde, im Quartier der leitende Arzt.

Die Ehe kommt in dem Zeitpunkt zustande, in dem die Frau vor dem Standesbeamten ihre Erklärung abgibt. Die Gültigkeit der Ehe wird auch dadurch nicht berührt, daß der Mann, der bereits seine Erklärung abgegeben hat, bereits verstorben ist. In diesem Falle gilt als Ehe-schließungstag der Tag, an dem der Mann seinen Willen zur Ehe-schließung erklärt hat. Ein Aufseht findet bei Ferntrauungen nicht statt. Die Eintragung auf dem Standesamt ist von der Ehefrau, den Zeugen und dem Standesbeamten zu unterzeichnen. Die gebührenfreie Urkunde wird dem Manne alsbald zugestellt.

Urkunden zum Nachweis der Abstammung und das Ehegattungszeugnis dürfen grundsätzlich nicht gefordert werden; es genügt die eidesstattliche Versicherung. Andere Urkunden müssen dagegen nachsich beibringen werden. So ist ausdrücklich bestimmt, daß die Auflösung oder Nichtigkeitserklärung einer früheren Ehe durch Vorlegung der Sterbeurkunde des anderen Ehegatten oder durch Gerichtsurteil nachzuweisen ist. Als weitere gegebenenfalls vorzulegende Urkunden kommen in Betracht: die Ehemündigkeitserklärung und die Volljährigkeitserklärung durch das Vormundschaftsgericht, Einwilligung des gesetzlichen Vertreters usw.

Arbeitsbeschaffung für Verwundete

Verwundete und aus dem Wehrdienst ausfallende infolge dessen ausgeschiedene Soldaten werden, soweit ihnen ihre volle Arbeitsfähigkeit erhalten geblieben ist, auf den ihnen durch die Verordnung zur Änderung und Ergänzung von Vorschriften auf dem Gebiete des Arbeitsrechtes vom 1. September 1939 vorbehaltenen Arbeitsplatz zurückgeführt. Soweit dies nicht möglich ist, weil beispielsweise der Betrieb stillgelegt wurde, werden sie bevorzugt nach der Verordnung über die Fürsorge für Soldaten und Arbeitsmänner vom 29. Dezember 1937 in Arbeit vermittelt.

Die Fürsorge- und Versorgungsstellen der Wehrmacht weisen die Wehrdienstfähigen den Dienststellen zu, denen die Unterbringung der Schwerbeschädigten nach dem Gesetz über die Beschäftigung Schwerbeschädigter obliegt. Sie haben die Unterbringung dieser Män-

11. 11. 39 Bekanntgabe des günstigen Ergebnisses der diesjährigen Endfruchtenernte. — Reichsverordnung für das nächste Jahr unbedingt sichergelegt.
18. 11. 39 Der Führer dankt dem Landvolk.
19. 11. 39 Aufruf Dr. Veis an alle Schaffenen.
21. 11. 39 Verhaftung des Münchener Attentäters Georg Elser. Mit voll geständig. Auftrag des englischen Geheimdienstes nachzuweisen. Organisator Otto Straßer. Englische Großagenten Best und Stevens erhofet.
23. 11. 39 Gehändnis des verhafteten Captain Stevens über den England organisierte Schiffshabotage-Akte gegen Deutschland, Italien, Japan.

Fahrpreisermäßigung für Angehörige

Vom 15. November ab gewährt die Reichsbahn zum Besuch der in ärztlicher Pflege befindlichen verwundeten oder kranken deutschen Kriegsteilnehmer 50 Prozent Fahrpreisermäßigung. Diese Fahrpreisermäßigung können Eltern, Ehegatten, Kinder, Geschwister und Verlobte, auch Stiefeltern oder Stiefkinder und Adoptivelftern oder Adoptivkinder in Anspruch nehmen. Die Entfernung für die einfache Fahrt muß mindestens 50 Kilometer betragen. Auch für Angehörige, die zur Teilnahme an der Verbringung verloreener deutscher Kriegsteilnehmer außerhalb des Heimatortes fahren wollen, wird diese Ermäßigung gewährt.

Wer erhält Wirtschaftshilfen?

Einberufene, die bis zur Einberufung Unternehmer eines Gewerbebetriebes oder eines Betriebes der Land- und Forstwirtschaft waren oder einen freien Beruf ausübten und den Betrieb oder die Praxis während der Einberufung fortsetzen, erhalten an Stelle des Familienunterhalts eine Wirtschaftshilfe, wenn ohne sie die Erhaltung ihrer wirtschaftlichen Lage gefährdet ist. Die Wirtschaftshilfe wird auch gewährt, wenn der Einberufene im Betriebe eines berechtigten Angehörigen, z. B. der Ehefrau oder der Eltern gewesen ist. Die Wirtschaftshilfe wird insbesondere zur Entlohnung einer Erbschaft und zur Deckung der Miete für gewerbliche oder berufliche Räume gewährt. Neben ihr wird die Mietfreibewohnung erteilt. Wird der Betrieb oder der freie Beruf während der Dauer der Einberufung nicht fortgesetzt, ist aber die Miete für gewerbliche oder berufliche Räume weiter zu entrichten, so wird hierfür gleichfalls eine Wirtschaftshilfe (zur Erhaltung des Betriebes) gewährt. Sie wird neben dem Familienunterhalt (einschließlich der Wohnungsmiete) gegeben, und zwar solange dem Einberufenen oder dem Berechtigten die anderweitige Verwertung oder Aufgäbe der gewerblichen oder beruflichen Räume nicht angemessen werden kann.

Die Wirtschaftshilfe wird bei Einberufung im Frieden an bestimmte Höchstgrenzen gebunden. Für die Dauer des Krieges ist jedoch bestimmt worden, daß, wenn die im Regelfall zulässige Wirtschaftshilfe einschließend der Mietbeihilfe für die Wohnung nicht ausreicht, um eine Gefährdung der wirtschaftlichen Lage abzuwenden, eine nach Lage des Einberufenen zu bemessende zusätzliche Wirtschaftshilfe gewährt wird.

Rentenempfänger, bei Einberufung die Angehörigen bevollmächtigen!

Wie das Oberkommando der Wehrmacht bekannt gibt, sind Rentenempfänger, die aus der Unfall-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung durch die Postämter monatlich eine Rente beziehen, darauf hinzuwirken, daß sie ihren Angehörigen Vollmacht für den Empfang der Renten ausstellen haben, weil sie selbst zur Wehrmacht einberufen sind oder werden. Sobald ein Rentenempfänger als gefallen bzw. tot, vermißt oder gefangen gemeldet wird, haben die Wehrmachtsoffizien diejenigen Postämter zu benachrichtigen, die den Angehörigen die Rente für den Rentenempfänger bisher geschickt haben.

Mit einem Motor über Feindesland

Wie ein Stroh durchlöcherter, steht in der Berst im Weiten Deutschlands ein deutscher Fernaufklärer. Herausgerissen sind die Tanks. Sie liegen neben dem schwer beschädigten Vogel. Auch ihnen sieht man die Spuren der vielen Geschosse an, die die Maschine trafen, als sie ihren Erkundungsauftrag weit von der Heimat entfernt über dem nördlichen Frankreich ausführte. Die Tragflächen, das Weimert, der Pump, alles ist überflutet mit Löchern. Daneben zeigen unzählige Beulen an, wo Geschosse die Maschine streiften und wieder abwallten. Ganz besonders stark mitgenommen ist der rechte Motor. Hier ist ein Geschloß so unglücklich, daß es einen Lebensnerv traf und den Motor außer Tätigkeit setzte.

Hierobov freischelt Oberleutnant D., der Führer der Maschine, die Rute des gefunden Motors, als er auf andere Frage erklärt: „Ja, das sind unsere braven Maschinen, die tun eben auch dann noch ihre Pflicht, wenn man sie kaum noch für möglich hält. Wir hatten eben Vertrauen zu unserem Vogel und schließlich auch noch den brennenden Wunsch, unseren Auftrag, den wir erfolgreich noch gewonnen hatten, gut zu Ende zu bringen.“ Als wir den Oberleutnant bitten, uns etwas über diesen Flug zu erzählen, wünscht er ab und meint, das könnten wohl besser die Männer, die den Feind im Visier gehabt und ihm eine Ladung nach der anderen in den Rels gejagt haben. „Mein Auftrag lautete, über nordfranzösischem Gebiet Erkundungen vorzunehmen. Wir starteten als des Morgens in aller Frühe und brachten mit aller Kraft unserem Ziele entgegen. Ber-



Sturzkampfbomber

Foto Schmidt

schießentlich erhielten wir heftiges Feuer. Rechts und links, vor und hinter der Maschine gerieten die Geschosse, die beidseitig-verrichteten meinen Rücken hinterlassend, an denen mir, wenn wir uns umschauten, unsere Flugbojen erkennen konnten. Aber auch nur einen einzigen Treffer anzubringen, war der französische Jäger nicht vermögend. Wir konnten unseren Auftrag größtenteils durchführen, ohne ernsthaft gefährdet zu werden.“

„Auf einmal sah ich“, so erzählt ein anderes Besatzungsmitglied, „unten auf einem Klappfuß zwei französische Jäger starten. Wir mochten unsere MGs einschüßern und warteten auf den Feind, bereit, ihm eine heftige Ladung entgegenzuschicken. Langsam schraubten sich die Franzosen näher und näher an uns heran. Als ich den ersten im Visier hatte, jagte ich ihm einige Schuß entgegen. Aber er war wohl noch zu weit ab. Kurz darauf er probierte es auch bei uns, als wenn ein Regen von Steinen auf uns herabfiel. Die Maschine aber sog ruhig ihre Bahn und geborachte allen Steuerbewegungen. Die Schüsse hatten keine Wirkung gehabt. Wir fühlten uns auch ganz sicher und warteten ruhig ab, bis wir unsere Gegner im Visier hatten, um ihnen dann eine Ladung nach der anderen in die Rille zu drücken. Ich selbst wurde nicht getroffen, während ich bei dem Handel jeden Augenblick damit rechnete, auch etwas abzukommen.“

Als ich aber nach unserer Landung im Weimert absteigen mein BE-Gerät näher unter die Lupe nahm, stellte ich fest, daß es sehr heftig zusammengehauen war. Das einzige Besatzungsmitglied, das an Wunden an den Brustkampfs über französischem Boden mitgenommen hat, ist der Unteroffizier, der seinen Platz in der Barne der Maschine hatte. Er bringt aber auch das stolze Gefühl mit nach Hause, wahrscheinlich einen der beiden französischen Jäger unbeschädigt gemacht zu haben. Beim zweiten Anflug dieses französischen Jägers, der sich nach dem ersten MG-Schaden auf den Ausflüßer etwas zurückgezogen hatte, piffen die Augen dem Unteroffizier nur so

um die Ohren. Einige Geschosse durchschlugen die Glasflächen der Barne und sausten haarsträubend an dem Gesicht des Mannes vorbei. Aber keine Kugel traf. Beiläufig die Glasplättchen hinterließen blutige Spuren.

„Als ich merkte, daß ich blutete“, so erzählte der Unteroffizier im unverfälschten olivgrünen Dialekt, „da packte mich die Wut und ich dachte: Warte man, wenn du mir so kommst, dann komm ich dir noch ganz anders. Und dann jagte ich ihm ununterbrochen Schüsse nach — selbst der Beobachter vorn in der Kanzel hörte trotz des Motorengeräusches das Schießen — bis der Franzose plötzlich über einen Flügel abtauchte und mit seltsamen Bewegungen, wie ich sie noch nie bei einer manövrierfähigen Maschine bemerkt habe, kenterten in die Tiefe fiel. Ich glaube nicht, daß er noch hell unten angekommen ist. Auch der zweite Jäger hätte wohl genug abbekommen, denn auch er drehte ab und landete schmerzhaft das Weite.“

Der Beobachter vorn in der Kanzel hat von dem ganzen Luftkampf kaum etwas gemerkt. Beiläufig das Aussehen des einen Motors und das sehr heftige Feuer seines Kameraden in der Barne gelang ihm, daß sich unter ihm ein Kampf auf Leben und Tod abspielte. Trotzdem aber dachte er keine Minute daran, sondern wußte jeden Augenblick aus, seinen Auftrag zu vervollständigen. Das war umso leichter, als Oberleutnant D. die Maschine jederzeit toll in der Gewalt behielt und sie trotz des starken Motors immer noch recht betrübliche Geschwindigkeit flog.

Die letzte Nervensprobe dieses Fluges war die Begegnung mit der französischen Kiste n'ist am Hain im französischen Gebiet war; denn holländisches und belgisches Gebiet wird von dem deutschen Fliegern unter strengster Beachtung der Neutralität dieser Länder unter allen Umständen gemieden. War noch ein Motor lief, das Fluggerät war durch den heftigen Beschuß unbrauchbar geworden, selbst der Kampfs hatte etwas abbekommen. Wie leicht konnte ein Pilotreflex auch den zweiten Motor beschädigen, und dann wäre es eben aus gewesen. Im Niedergehen auf See hätte die letzte Möglichkeit bestanden, die Maschine dem Zugriff des Feindes zu entziehen. Aber das wichtige gewonnene Material wäre verloren gewesen, und das eigene Leben — das kommt für den Flieger immer zuletzt — hätte auch nur noch an einem lebenden haben geahnen.

Allerlei Geschichten

Auf der feste Boden bei Löben war es früher Brauch, daß bei Sonnenuntergang ein Kanonenschuß gelöst wurde.

Marichen aus der Tüftler Niederung war als Stubenmädchen nach Löben gekommen und erstarrt fürchterlich, als sie zum ersten Male am Abend den Knall des Kanonenschusses hörte. „Erbarmung, gnädiges Brauchen, was ist bloß das?“ fragte sie die Frau, bei der sie im Dienst stand, und erhielt zur Antwort: „Die Sonne geht unter.“ Darauf sprach Marichen die bald in Löben und Umgegend geklingelten Worte: „Dann hat gefist hier immer so einem Knall? Wie ons is nucht to heere, wenn die Sonne untergeht!“

★

Wangel tritt über das Randbergelände. Da sah er am Rande des Weges einen Muskelier liegen, der von zwei Sanitätern betreut wurde. Da es ein heißer Tag war, nahm Wangel an, der Mann hätte in der Hitze schlapp gemacht und rief: „Borne aufmachen!“

Als er noch kurzer Zeit auf demselben Wege zurückkam, lag der Muskelier immer noch da.

„Was hast denn dem Kerl?“, fragte er.

„Er hat einen Hansen unreife Pfäumen gegessen“, meldete der Sanitäter.

Da rief Wangel: „Hinten aufmachen!“ und tritt davon.

★

Der Boss ist vor Gericht geladen wegen einer Schlägerlei. Nicht das erste! Bei der Vernehmung fragt ihn schließlich der Richter, ob er denn bei der e Keilerei dabei sein müsse. Da hat sich der Boss am Kopf gekratzt, ganz nachdenklich drein角度 und gesagt:

„Ja, mei, dös müß schon so sein! Denn wenn i net dawischen bin, gib's toa Rauferei net!“

★

Der eingebildete und vorlaute Dupper, über den sich der Fischer schon lange geärgert hatte, fuhr mit ihm hinaus auf die See. Wütlich kam ein Wetter auf.

Dupper wurde heimlaut und schluckte: „Herr Steuernmann, können Sie nicht ...“

In diesem Augenblick schlug eine Welle ins Boot. „Herr Kapitän!“ schrie Dupper entsetzt.

Der Fischer aber schob seelenruhig seinen Priem von Bordbord nach Steuerbord und sagte: „In wenn Sie Admiral seggen, verjuppen wönnen Se Ach!“



Ein Vers, der gesungen sein will:



Haus Bergmann **Privat**

» so appetitlich frisch «

Koffer · Mappen · Damentaschen
elegante Handtaschen

Fritz Bräuno

Königsberg (Pr)
Kaiser-Wilhelm-Platz (gegenüb. d. Schloßurm)

Militäreffekten
und **Uniformen**

erhalten Sie gut und preiswert bei
Adolf Doepner · Heiligenbeil / Ostpr.
Markt 37 · Fernsprecher Nr. 229

ABTEILUNG



Formschöne
billige

MÖBEL

Handelsmarke



Walter Bistritz
Berber-Roggenstr. 35/36, am Markt
und Dopffröhe 18, an Eisenbahn

Der Soldat draußen - Die Frau in der Heimat

alle tun ihre Pflicht! — Wir helfen der Hausfrau!

Unsere Kurse und Vorträge zeigen zeitgemäßes Kochen und Backen mit praktischen Vorführungen und Kostproben. Termine sind jeden Sonntag in den Tageszeitungen



Hausfrauendienst der KWS

Königsberg (Pr), Altstädtische Langgasse 80/81 · Fernruf 340 41